

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## **50 Exponate – Eine kleine Einleitung**

Die Stücke, die in dem Ausstellungsräumen eines Museums zu sehen sind, machen nur einen kleinen Teil der Sammlung von den vielen, vielen Exponaten aus, die ein Museum besitzt. Der Großteil dieser Exponate wird im Depot des Museums aufbewahrt. Für diese hier gezeigte Ausstellung sind die Mitarbeiter des Museums im Zeughaus durch die Bestände des Museumsdepots gegangen und haben 50 Exponate ausgesucht, die einen Einblick in die Vielfalt der Dinge zeigt, die bewahrt werden. Von der jungsteinzeitlichen Steinaxt bis zum quietschenden Nikolaus aus Gummi werden in dieser Ausstellung alle möglichen, gewöhnlichen und teilweise auch ungewöhnliche Gegenstände vorgestellt, die irgendwann mal im Alltag genutzt wurden. Viele der Exponate haben einen direkten Bezug zu der Geschichte der Stadt Vechta. Und manchmal steckt gerade hinter den eher gewöhnlichen Objekten ein interessanter Teil der Stadtgeschichte. Es fällt auch ins Auge, dass viele der Exponate aus Schenkungen von Familien aus der Region um Vechta stammen. Dies zeigt sowohl die Bedeutung und den Stellenwert der Heimatgeschichte im Museum, als auch die Bedeutung des Museums für die Menschen der Region.

Diese Begleitbroschüre stellt die einzelnen Objekte näher vor und erzählt die Geschichte, die hinter ihnen steckt.

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 1. Konservendose

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.2435

Diese Konservendose aus Weißblech ist 24 cm hoch und hat einen Durchmesser von 10 cm. Die Dose mit „Janssen’s Delicateß Bock-Wurst“ wurde anlässlich der Landesausstellung 1905 in Oldenburg hergestellt. Die Vechtaer Fleischerei und Gaststätte „Janssen“ von Schlachtermeister und Gastwirt Gustav Janssen befand sich bis zum Jahr 1977 in der Großen Straße/Ecke Kronenstraße. Heute findet sich an diese Stelle die Confiserie „Hussel“.

Lebensmittel langfristig zu konservieren, war lange Zeit ein großes Problem, wenn man auf eine längere Reise gehen wollte und dementsprechend viel Proviant mitführen musste. Dies war eines der größten Schwierigkeiten im Kriegsfall, denn die Verpflegung der Soldaten war stets problematisch. Und um sich zu versorgen, überfielen die Soldaten deshalb immer wieder die Zivilbevölkerung und verschlimmerten so deren Leid zusätzlich. Außerdem waren gut genährte Soldaten, solchen, die Hunger leiden mussten, gegenüber im Vorteil. So konnte die Versorgungslage durchaus kriegsentscheidend sein. Napoleon Bonaparte ließ 1795 einen Preis aussetzen, um die Entwicklung eines Konservierungsverfahrens für Lebensmittel voranzutreiben. Diesen Preis erhielt schließlich 1810 der Pariser Zuckerbäcker Charles Appert. Ihm war die Idee gekommen, Lebensmittel in luftdichten Glasflaschen aufzubewahren. Der Brite Peter Durand wiederum kam 1810 auf die Idee, Apperts Methode mit Blechkanistern umzusetzen und erfand so die Konservendose.

Konservendosen werden aus Weißblech oder Aluminium hergestellt. Früher wurden die Dosen mit verlötetem Blei verschlossen. Doch dies konnte zu einer Bleivergiftung bei Verzehr der darin enthaltenen Lebensmittel führen, so dass man dazu überging, andere komplexere aber ungiftige Verfahren zum Verschließen der Konserven zu verwenden. Das Krankheitsbild einer Bleivergiftung äußert sich unter anderem durch „Bleikolorit“ (blass-grau-gelbe Verfärbung der Haut), Darmkoliken, diffuse zentralnervöse Symptome wie Müdigkeit, Kopfschmerzen, Appetitlosigkeit usw., aber auch Lähmungserscheinungen.

Literatur: Feldhaus, F.M. Die Technik. Ein Lexikon (2. Aufl.), München 1970.; <https://de.wikipedia.org/wiki/Konservendose> , Zugriff 30.07.2015.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 2. Postkarte von 1938

**Eine von zwei Postkarten als Zeugnis des jüdischen Lebens zur Zeit des Nationalsozialismus in Vechta**

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Die beiden Postkarten wurden zusammen mit Schreibutensilien (zwei Füllfederhalter und ein Kugelschreiber) im Schreibtisch des Viehhändlers Emanuel Gerson gefunden. Dieser wurde zurückgelassen, als die jüdische Familie 1939 Vechta verlassen musste.

Das Schicksal der Familie Gerson kann exemplarisch für die jüdischen Familien in Vechta gelesen werden, auf welche heute mehrere „Stolpersteine“ in der Stadt hinweisen.

Zwar verließ Emanuel Gerson mit seiner Familie Vechta am 19. Juni 1939, doch die Repressionen, Hetze und Ausgrenzung der Nationalsozialisten ließen ihn schon länger an eine mögliche Auswanderung nach Argentinien denken. Nach der Reichspogromnacht vom 9. November 1938, bei der in Vechta die Synagoge zerstört wurde, verkaufte er im Dezember 1938 sein Haus „Am Klingenhagen 3“ dem Dachdeckermeister Hermann Niesmann.

Dass es schon vorher die Planung einer Auswanderung gab, zeigt der Verkauf des für das Geschäft so wichtigen Wagens, ebenfalls an Niesmann. Die jüdischen Viehumsätze befanden sich durch die nationalsozialistischen Gesetze schon länger im Niedergang. Da Niesmann scheinbar nicht sofort den Kraftfahrzeugbrief von der Zulassungsstelle des Oldenburgischen Amtes Vechta abholte (Postkarte vom 18.06.1938), bekam er ein Erinnerungsschreiben (Postkarte vom 26.07.1938). Möglicherweise hat in dieser Zeitspanne sogar Gerson den Wagen noch benutzt.

Emanuel Gerson wählte in Hamburg am 21. Mai 1940 den Freitod.

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 3. Koffer

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Koffer, Firma Mädler, mit Monogramm E.G.H. und Davidstern

Beschreibung – Größe: 75 cm L., 45,5 cm B., 27 cm H. Braun, außen mit schwarzen Streifen bemalt. Auf der rechten Seite ein farbiges Mädlersignet (Engel trägt auf seinen Flügeln einen Koffer) mit der Unterschrift: „Trade-Mark Mädler-Koffer“. Die zwei Kofferhälften sind auf der Rückseite mit zwei Scharnieren verbunden, auf der Vorderseite zwei Schnappschlösser und ein weiteres Riegelschloss. Im Griffbereich steht in schwarz geschrieben das Monogramm, dessen Auflösung nicht bekannt ist. Innen ist der Koffer mit naturfarbenen Leinen bezogen. Alle Schlaufen und Gurte im Inneren sind mit zwei roten Linien und dem Namen „Mädler“ in weiß bestickt, im Kofferdeckel findet sich das Mädlersignet in Gold geprägt auf ledernem Grund. Um das Signet ist mit Nieten ein Davidstern (47 cm x 32 cm) aus hellbraunen Bändern gesteckt.

Der Koffer wurde auf dem Dachboden der ehemaligen Hamburger Neue Damm-Synagoge in der Beneckestraße 2-6 gefunden. Die Synagoge wurde von einem Verein konservativer Juden getragen, die die Polarisierung zwischen Orthodoxen und Reformern überwinden wollten und für gemäßigte Formen der Erneuerung des geistlichen Lebens eintraten. Der Koffer konnte 2013 durch das Museum im Zeughaus angekauft werden.

Auch Blaubeerkamm oder Raffel genannt

In dieser Synagoge wurden Lisa Gerson und Hermann Silbiger durch den Oberrabbiner Dr. Joseph Carlebach am 14. August 1940 religiös unter der Chuppa der Synagoge getraut. Ihr Vater konnte nicht mehr an der sicherlich kleinen Feier mit Freunden teilnehmen. Er hatte am 21. Mai 1940 den Freitod gewählt. Vielleicht ist ihre Schwester Rosel mit ihrem Mann Erich Stehberg aus Blankenese zu einer Flasche Wein und zum Kuchen herübergekommen.

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 4. Bickenernter

**Auch Blaubeerkamm oder Raffel genannt**

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2010.3345

Hier handelt es sich um einen kastenförmigen oder kammartigen Beerenernter aus Holz zur Sammlung von Bickbeeren. „Bickbeere“ war das plattdeutsche Wort für Heidelbeere, die auch Blaubeeren oder Heidebeeren genannt werden. Der kammartige Pflücker und der Boden des Auffangbehälters besteht aus Eisenstäben. Zum Benutzen hat der Ernter einen Holzgriff mit 3 Kerbrillen. Das landwirtschaftliche Gerät stammt aus dem späten 19. Jahrhundert oder dem frühen 20. Jahrhundert. Es hat eine Länge von 12 cm, eine Breite von 19 cm, eine Höhe von 7 cm und ein Gewicht von 123 g. Das Holzgerät wurde dem Museum aus der Sammlung Quasigroch vom Hof Wulfekohl geschenkt. Solche Geräte waren eine Erleichterung bei der Ernte von Blaubeeren und werden auch heute noch in gleicher Bauweise verwendet.

Die heute im Handel erhältlichen Blaubeeren/ Heidelbeeren wurden in den 1920er Jahren aus dem USA vom deutschen Botaniker Dr. Heermann importiert. Die schon vorher in Deutschland heimischen eurasischen Waldheidelbeeren, unterscheiden sich von den amerikanischen Heidelbeeren vor allem von der Größe her. Heidelbeeren kann man unterschiedlich verwenden – es gibt z.B. Blaubeerenkuchen oder Blaubeerenmüsli. Die Ernte erfolgt auch heute noch weitgehend von Hand. Das heute vornehmlich nur noch die amerikanische Beerenvariation angebaut wird, liegt zum einen daran, dass sie beim Verzehr nicht die Zähne „blau“ färben, aber vor allem können die geernteten Beeren länger gelagert werden, als die eurasische Variation.

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 5. Tabakschneidemaschine

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.0786

Die Tabakschneidemaschine wurde 1947 im oldenburgischen Krimpenfort von Bertold Krimpenfort hergestellt. Die Schneidemaschine besteht aus einer schwarzen Eisenkonstruktion mit den Maßen 45x44x22 cm (LxHxT) und wiegt etwa 9,8 kg. Mit dem daran angefügten Hebel mit Holzgriff ist der Eisenkorpus für einen sicheren Stand auf einer Holzplanke montiert. Mit den Gewinden lässt sich das Schneidgut fixieren und wird dann durch Herabdrücken des Hebels mit der Schneide in die gewünschte Größe geschnitten.

Nachdem der Tabak im 16. Jahrhundert mit den Seefahrern aus der neuen Welt nach Europa kam und hier zu einem beliebten Genuss- und Suchtmittel wurde, wurden Tabakpflanzen auch in Deutschland angepflanzt. Der selbstangebaute Tabak wurde häufig lokal in Heimarbeit weiter verarbeitet. Um den getrockneten Tabak in die jeweilige Größe zu portionieren, wurden wie in den Werkstätten der Zigarrenfabrik „Fragesto“ von F. Gellhaus aus Vechta, Schneidemaschinen wie diese eingesetzt. Der Betrieb von F. Gellhaus wurde 1958 eingestellt. Mit dem Rückgang der Subventionierungen, geht auch der Tabakanbau in Deutschland immer weiter zurück. Führend ist hierzulande Baden-Württemberg, mit insgesamt 122 ha Anbaufläche (unter anderem in Schwarme bei Bremen) fällt Niedersachsen als Anbauregion kaum ins Gewicht.

Literatur: <http://www.geschichte-lernen.net/geschichte-des-tabaks-und-rauchens/>, Zugriff 03.08.2015.; Alt-Vechta im Bild, (Hgs. Franz Hellbernd und Hans Schlömer), Vechta 1977.

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 6. Waffeleisen

Sammlung Museum Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.2234

Auf dem ersten Blick erinnert dieses Ausstellungsobjekt an eine Schmiedezange. Tatsächlich handelt es sich hier um den historischen Vorgänger des elektrischen Waffeleisen. Das Gerät stammt aus dem Jahr 1863 und diente zum Backen von Neujahrskuchen oder Waffeln. Sowohl die langen Scherengriffe wie auch die runde Backform wurden geschmiedet. Die Innenseiten der Backformen haben Rauten- und florale Muster. Am Rand ist ein Schriftzug eingesetzt: „Viel Glück und Segen“, was wohl mit dem Neujahr zusammenhängt. Die Waffelzange ist 90 cm lang, hat einen Durchmesser von 15 cm und ein Gewicht von 3,8 Kilo. Um Waffeln zu machen, wurde die vordere Backform mit Teig bestrichen und über ein offenes Feuer gehalten. Am Gerät sind leichte Rostspuren zu erkennen.

Waffeleisen, mit denen die Waffeln über offenen Feuer gebacken wurden, gab es schon im Mittelalter. Im 19. Jahrhundert veränderte sich die Herstellung von solchen Waffeleisen in Zangenform durch die Industrialisierung. Nun wurden sie in Gusseisen hergestellt und nicht mehr von Hand geschmiedet. Das maschinelle Waffeleisen, das wir heute kennen, entstand am Anfang des 20. Jahrhundert. Im Jahr 1911 brachte die US-Firma General Electric ein erstes elektrisches Waffeleisen auf den Markt. Seitdem wurden elektrische Waffeleisen zum wichtigen Küchengerät. Heute gibt es eine große Vielfalt von verschiedenen Waffeleisen. Das Prinzip bleibt gleich: Durch Strom werden zwei Heizstäbe erhitzt, die wiederum die Kochplatten erhitzen, wodurch die Waffeln gebacken werden.

Literatur: Dietz, Laureen. Waffeleisen-Test: Geschichte des Waffeleisens. URL: <http://www.waffeleisen-tests.com/informationen/die-geschichte-des-waffeleisens>. (30.07.2015).

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 7. Feuerlöscheimer

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.2536

Dieser Feuerlöscheimer aus dickem Rindsleder stammt aus dem 18. Jahrhundert. Die aufgesetzten Wülste dienen der Verstärkung des Eimers. Derartige Ledereimer fanden schon seit dem 17. Jahrhundert Verwendung, um das Wasser bei Bränden per Hand zu schöpfen und zum Brand zu tragen.

Die älteste Brandordnung der Stadt Vechta stammt aus dem Jahre 1731 und war eine Reaktion auf die vielen Feuer und Unglücksfälle, die sich im Stadtgebiet ereignet hatten, wie dem großen Brand von 1684, der die Stadt nahezu völlig verheerte. In der Brandordnung war unter anderem vorgesehen, dass Feuerlöschgeräte wie sogenannte „Noteimer“ in jedem Haus vorhanden sein mussten, sowie öffentlich zugängliche und welche die sich im Pumpenhaus befanden. Häufig waren die Eimer auch mit dem Initialen des Besitzers oder Standort des Eimers markiert, um nachprüfen zu können, wer Unterstützung bei der Brandbekämpfung geleistet hatte.

Im Jahre 1890 wurde nach einem Ministerialerlass der Regierung in Oldenburg die Freiwillige Feuerwehr Vechtas gegründet. Neben der Anschaffung von Eimern und Nothaken, war jeder Einwohner verpflichtet im Brandfall bei den Löscharbeiten zu helfen.

Literatur: 75 Jahre Freiwillige Feuerwehr Vechta, Vechta 1965.

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 8. Zylinder mit Hutschachtel

**Ein gutes Stück für besondere Anlässe**

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.0642 und Inventar Nr. 2009.0641

Dieses gute Stück aus schwarzer Seide, das nur zu besonderen Anlässen aus dem Schrank geholt wurde, galt es immer gut und sorgsam aufzubewahren. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass zu jedem Zylinder auch seine Hutschachtel gehört. In unserem Fall ist die Pappschachtel von außen edel rot und innen mit beigem Papier ausgeschlagen. Die zwei seitlich angebrachte Klammern dienten dazu den fehlenden Deckel zu fixieren. Der Aufdruck: H. Karsten, Wilhelmshaven, Gökerstr. / Ecke Bismarckstr. zeugt von dem Hersteller des Hutes.

Der Zylinder, wie wir ihn heute kennen, entwickelte sich aus dem englischen Kastorhut, der um 1780 von englischen Edelmännern, meist als Reiterhut, getragen wurde.

Der Kastorhut wurde aus importierten Biberfellen, die aus Amerika geliefert wurden, gefertigt. Das verfilzte Biberhaar war besonders haltbar und wasserabweisend und damit sehr attraktiv. Er kam in verschiedenen Formen vor: Konkav, gerade, zylindrisch, trichterförmig, mit unterschiedlichen Krempe Formen.

Im Januar 1797 wurde erstmals ein Seiden-Zylinder von dem englischen Kurzwarenhändler John Hetherington öffentlich getragen. Er wurde laut eines Zeitungsartikels wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses vor Gericht gebracht.

Während der Zylinder des John Hetherington zur Reitbekleidung gehörte, entwarf 1823, Antoine Gibu einen Zylinder – den Chapeau Claque -, der von da an Teil des korrekten Outfit eines Opernbesuchers wurde. Der Klappzylinder oder Chapeau Claque ist mit einer Mechanik versehen, welche die „Röhre“ zusammenfaltbar macht, so dass der Hut nur so hoch wie die Krempe ist.

Über das Kino kam der Zylinder in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts wieder in Mode. Fred Astaire, Gary Cooper, Marlene Dietrich und andere trugen ihn und machten ihn populär.

Der Zylinder gilt als vornehmer Hut, der nur zu sehr feierlichen Anlässen getragen wird. Bei Hochzeiten und bei Beerdigungen wurde der hohe Hut ebenso gerne getragen, wie bei Pferderennen. Beim Dressurreiten wird nur ungern auf den zylinderförmigen Hut verzichtet. Hier ist er auch für Damen üblich.

Auch hat der Zylinder eine lange Geschichte als Teil der Berufskleidung von Kaminfegern und Kutschern. Getragen wird der Zylinder im Jahr 2015 hauptsächlich in Schwarz oder Dunkelgrau und in der Variation Ascot. Der Ascot Zylinder ist Hellgrau und hat eine schwarze Garnitur.

Literatur: <http://www.victoriana.com/Mens-Clothing/tophats.htm>, Zugriff, 31.07.2015.; <http://de.wikipedia.org/wiki/Kastorhut> , Zugriff, 31.07.2015.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 9. Zwangsjacke

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Hier handelt es sich um ein Relikt aus dem Frauenstrafvollzug der 1950er Jahren in Vechta. Diese Zwangsjacke besteht aus grau-braunen einfachen Stoff und hat in der Mitte ein Schnürwerk. Der Person werden die Arme auf dem Rücken zusammengebunden und mit dem Schnürwerk fixiert. Diese Maßnahme dient dazu, die Person vor sich zu schützen sowie andere zu schützen.

Meist wurden die Zwangsjacken in psychiatrischen Einrichtungen verwendet, um Schaden zu vermeiden. Im Dritten Reich konnten Zwangsjacken auch dazu benutzt werden, um die Widerstandsfähigkeit der Insassen zu brechen. Möglich ist, dass solche Zwangsjacken auch im NS-Strafvollzug oder im KZ Vechta eingesetzt wurden. Sicher ist, dass solche Zwangsjacken nach dem Zweiten Weltkrieg allgemein beseitigt wurden. Auch wird der Einsatz von Zwangsjacken heute stärker reglementiert, um eine humane Behandlung von Gefangenen bzw. Patienten zu garantieren. So ist laut den UN-Mindestgrundsätzen für die Behandlung von Gefangenen (1955 erstmals formuliert, 1957 bestätigt) der Einsatz von Zwangsmittel wie der Zwangsjacke als Bestrafung untersagt. Zwangsjacken dürfen, so heißt es weiter, nur zur Sicherung vor Flucht, zur Sicherung der Person und anderen Personen oder aus medizinischen Gründen angewendet werden. Der Einsatz braucht die Zustimmung des Arztes oder des Anstaltsleiters.

Literatur: UN (Hg.): Mindestgrundsätze für die Behandlung von Gefangenen. URL: <http://www.un.org/depts/german/menschenrechte/gefangene.pdf>. (28.07.15).

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 10. Radio mit Antenne

Sammlung Zeughaus Museum, Vechta  
Inventar Nr. 2009.2542

Dieses hochwertige Radio (Modell SK 2) stammt von der Elektro-Firma Braun aus dem Jahr 1957. Das weiße Bakelit-Gehäuse ist 23 cm lang, 15 cm hoch und 13 cm breit. Vorne befinden sich zwei Knöpfe zum Ein- bzw. Ausschalten. Oberhalb jener Knöpfe befindet sich ein Frequenzstellrad mit dem Schriftzug „Braun“. Die dazugehörige schwarze Antenne hat zwei Stabantennen und dient zum Empfang der Radio-Frequenzen. Zur Ausstattung des Radios gehören noch ein Netzkabel und ein Antennenkabel. Das Museum erwarb das Gerät von Herrn Höffer aus Dinklage. Die Firma Braun war die erste deutsche Elektro-Firma, die anfangs den Wert eines Produkts vom Design her zu bestimmen. Dieses Prinzip war auch Vorbild für den heutigen US-Konzern Apple. Braun steht exemplarisch für das deutsche Wirtschaftswunder Deutschlands, das auch in Vechta stattfand.

Der Rundfunk als technisches Medium entstand in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hintergrund war die Entdeckung und der Nachweis von elektromagnetischen Wellen, über die sich Stimmen verbreiten lassen. Im späten 19. Jahrhundert entwickelten sich aus der Übertragung von Signalen die Telegraphie und aus der Übertragung von Stimmen das Telefon. Im Ersten Weltkrieg waren Telegraphie und Funk wichtige Kommunikationsmittel. In den USA entwickelte man diese Grundlagen weiter, indem man nun Musik und Sprechbeiträge übertragen wollte. 1920 entstanden daraus die ersten Rundfunkstationen in den USA. Nachdem die Erfindung in Europa ankam, entschied sich die deutsche Reichspost ab 1922 zum Aufbau eines flächendeckenden Radioprogramms. Im Zuge der Verstaatlichung des Rundfunks wurde der Rundfunk nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten zum wichtigsten Massenmedium der NS-Propaganda. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der deutsche Rundfunk durch die westlichen Besatzungsmächte dezentralisiert und die Rundfunkstationen zu Einrichtungen des öffentlichen Rechts gemacht. In den 1960er Jahren wurde das Fernsehen zum Leitmedium. Heute spielt das Fernsehen weiterhin eine dominante Rolle, doch die öffentliche Nutzung des Internets hat ein neues Massenmedium entstehen lassen, das sowohl Fernsehen wie auch Radio überflügelt.

Literatur: Lersch, Edgar: Rundfunkgeschichte. URL: [https://www.lmz-bw.de/fileadmin/user\\_upload/Medienbildung\\_MCO/fileadmin/bibliothek/lersch\\_rundfunkgeschichte/lersch\\_rundfunkgeschichte.pdf](https://www.lmz-bw.de/fileadmin/user_upload/Medienbildung_MCO/fileadmin/bibliothek/lersch_rundfunkgeschichte/lersch_rundfunkgeschichte.pdf). (30.07.2015).

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 11. Schlittschuhe

Sammlung Museum Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.2007

Diese Schlittschuhe der niederländischen Firma „NJDAM“ aus Schaatsen stammen aus der Mitte des 20. Jahrhunderts und sind aus naturfarbenen Holz. Zum Gebrauch als Schlittschuhe sind Stahlkufen in die Schuhe eingelassen und braune Lederriemen zum Schnallen am Holz befestigt. Die Schuhe sind noch ungebraucht und wurden 2005 durch das Museum gekauft. Sie haben eine Breite von 7 cm, eine Höhe von 6 cm, eine Länge von 40 cm und ein Gewicht von 716 g. Die Firma stellte solche Schlittschuhe zwischen 1934 und 1958 her. Heute stellt das Unternehmen modernere Schlittschuhe her, die auf Grundlage von Winterstiefeln entwickelt wurden.

Schlittschuhe als Hilfsmittel sind sehr alt. In manchen Museen findet der Besucher prähistorische Schlittschuhe aus Knochen. Dieses Prinzip wurde noch bis ins 16. Jahrhundert benutzt. Im 18. Jahrhundert wurde das Schlittschuhlaufen als Kunst bzw. Sportart überhöht, was wohl die Wurzel ist für den heutigen Eiskunstlauf. Aus dem 19. Jahrhundert sind einige Patente für Schlittschuhe überliefert. Jene waren meist aus Holz und mit eisernen Kufen versehen. Diese Grundform hölzerner Schuh mit Eisenkufen setzte sich durch und wurde im 20. Jahrhundert durch Winterschuhe mit Stahlkufen ersetzt. Heute ist Schlittschuh fahren immer noch eine beliebte Beschäftigung und Sportart – die heutigen Sportler fahren zwar nicht mehr auf Knochen, sondern mit modernen Schuhwerk, aber das Prinzip und vielleicht auch die Faszination für das Laufen auf Eis blieb erhalten. In Vechta war es beliebt, auf dem Moorbach und dessen Überflutungsgebiet Schlittschuh zu fahren oder zum Dümmer zu fahren, von dem ein Seebereich zum Landkreis Vechta gehört. Die Schattenseite dieser Beliebtheit ist die Gefahr des Ertrinken nach dem Einbrechen ins Eis – so gibt es auch wiederholte Zeitungsartikel über Menschen, die ins Eis einbrachen und ertranken.

Literatur: Nijdam (Hg.): Geschichte. URL: <http://www.nijdam.com/nl/schaatsen/geschiedenis/de-geschiedenis-nijdam.aspx>. (29.07.15).; Feldhaus, F.M.: Die Technik. Ein Lexikon. München 1970. Sp. 965-966.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 12. Haube

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.0864

Die Haube ist aus (ehemals) weißer Baumwolle gefertigt mit Verstärkungen aus Peddigrohr. Der weiße Stoff mit aufgedrucktem Pünktchen Muster ist typisch für die Biedermeier Zeit (erste Hälfte des 19. Jahrhunderts). Die Mode der Biedermeier Zeit war sehr von den Ideen der Epoche der Romantik durchdrungen. Nun begannen die Menschen auch mehr zwischen Alltagskleidung und Sonntagskleidung zu unterscheiden. Insbesondere wohlhabende Bürger versuchten durch ihre Kleidung eine Trennung, von der harten, alltäglichen Arbeit und einem repräsentativen „sich zur Schau stellen“ zu erreichen. Hauben, in der Art wie hier zu sehen, wurden von Frauen bei der Feldarbeit getragen um sich vor der Sonne zu schützen.

Feldarbeit war jedoch keine Beschäftigung, die nur im ländlichen Umfeld Vechtas stattfand. Selbst für den Großteil der städtischen Bevölkerung, speziell für die Frauen, war die Garten- und Feldarbeit etwas Selbstverständliches. Die Selbstversorgung über Garten- und Feldfrüchte war bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts eine notwendige und lebenserhaltende Ergänzung zu den sonstigen Verdienstmöglichkeiten.

Literatur: Fehlig, Ursula. Kostümkunde. Mode im Wandel der Zeiten, Leipzig 1978.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 13. Laterna Magica

Sammlung Museum Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.2047

Dieses Ausstellungsobjekt ist eine Projektionsmaschine der Firma BW Germany, die um das 1930 produziert wurde. Es hat eine mit schwarzen Eisenblech beschichtete Quaderform mit einem gebogenen Kamin. Das Gerät wurde nachträglich elektrisiert und mit einem schwarzen Kabel aus Kunststoff versehen. An der Seite befindet sich eine Stellschraube, mit der die Bildschärfe einstellbar ist. Das obere Rohr ist der frühere Abzug für eine nicht-elektrische Lichtquelle. Über die seitliche Klappe wurde das betreffende Bild eingelegt und projiziert. Das Objekt an sich hat eine Länge von 21 cm, eine Höhe von 29 cm, eine Breite von 9 cm und ein Gewicht von 531 g.

Solche Apparate sind schon aus dem späten Mittelalter bekannt und trugen den Namen Zauberalaterne oder Laterna Magica. Das Prinzip war mithilfe einer Lichtquelle ein kleineres Bild auf eine Projektionsfläche zu vergrößern. Früher war eine solche Maschine eine Kuriosität. Während man z.B. Märchen erzählte, konnten Bilder von Fantasie-Figuren in realistischer Größe dargestellt werden. Bedingung für das Material war, dass es lichtdurchlässig sein musste. Früher wurden dünne Häute oder Papier verwendet, auf denen die Bilder projiziert wurden. Auch Glas wurde als Material verwendet – in Anlehnung an kirchliche Fensterbilder. Im Laufe der Zeit wurden solche Maschinen weiter ausgereift und schließlich mit elektrischen Licht versehen. Im 19. Jahrhundert waren kleine Abziehbilder, die von Hand bemalt wurden, beliebt. Auch begann man mit neuen Schiebemechanismen die Starrheit der Bilderfolge zu überwinden. Dieses Prinzip der bewegenden Bilder wurde später von der Fotografie zur Herstellung von Filmen benutzt. Die heutigen Laterna Magica sind Dia-Projektoren oder Beamer.

Das Heimkino an sich war lange Zeit nur durch die Laterna Magica möglich. In Vechta wurden zwar schon 1899 öffentliche Filmvorführungen gezeigt, doch das Prinzip der bewegten Bilder kam erst spät im privaten Raum an.

Literatur. Deutsches Fernsehmuseum Wiesbaden: Laterna Magika. URL: <http://www.fernsehmuseum.info/laterna-magica.html>. (31.07.15).; Feldhaus, F.M.: Die Technik. Ein Lexikon. München 1970. Sp. 823-825.

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 14. Bücher Lehrerseminar (1)

Bibliothek Museum Zeughaus, Vechta

Diese beiden Bücher stammen von Seminaristen des katholischen Lehrerseminars in Vechta.

Das Lehrerseminar Vechta wurde 1861 begründet. Es löste die 1830 gegründete Vechtaer Normalschule ab, in der bis dahin die Lehrer für die katholischen Schulen des Herzogtums Oldenburg ausgebildet worden waren. Die Anfänge der Lehrerausbildung in Vechta waren schwierig. Zum einen gab es nach seiner Gründung nur zwei Dozenten und es gab auch wenig bis gar kein Material, mit dem die angehenden Lehrer hätten arbeiten können. Aus diesem Grund mussten die Seminaristen, wie diese Bücher über Pädagogik und ein Leitfaden zum Geographieunterricht zeigen, ihre zukünftigen Lehrwerke selber konzipieren und herstellen.

Die genauere Analyse des Schriftbildes der Texte in den Büchern liefern Anhaltspunkte über deren Entstehungszeitpunkt. Das Buch über Pädagogik ist in Altdeutscher Handschrift verfasst, das Geographiebuch in der moderneren Lateinischen Ausgangsschrift. Es kann somit davon ausgegangen werden, dass das Pädagogikbuch älteren Datums ist, wahrscheinlich sogar aus der Anfangsphase des Seminars. Die unterschiedlichen Schriftbilder zeigen, dass die Bücher jeweils von unterschiedlichen Personen verfasst wurden. Darauf deuten die vielen mit Bleistift geschriebenen Anmerkungen hin. Mit Sicherheit kann davon ausgegangen werden, dass das Geographiebuch von einem J. Kolbeck verfasst wurde.

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 14. Bücher Lehrerseminar (2)

Bibliothek Museum Zeughaus, Vechta

Der Inhalt des Pädagogikbuchs zeigt, welches die Grundgedanken waren, die das Lehrerseminar in der Ausbildung der angehenden Lehrer verfolgte. Zu Beginn gibt der Verfasser Definitionen über die Aufgaben des Lehrers und dessen Erziehungsauftrag. Danach folgen Anleitungen für den Umgang mit den Schülern und Schülerinnen. Hier wird der katholische Einfluss besonders deutlich, denn es wird eine Vermischung der katholischen Tugendlehre und der katholischen Schulbildung beschrieben. Insgesamt ist dieses Werk wohl eher als ein Leitfaden zur Erziehung als zur Bildung zu betrachten. Der „Leitfaden zum Geographieunterricht“ hingegen, ist lediglich Lehrmaterial. Von 1861 bis 1875 dauerte die Ausbildung der angehenden Lehrer zwei Jahre lang. 1876 wurde die Ausbildung auf drei Jahre verlängert. 1863 hatten die Seminaristen eine durchschnittliche Stundenzahl von ca. 43 Stunden in der Woche. Religion und Gesang bildeten Schwerpunktfächer.

Diese Bücher sind eine schöne Quelle, die einen Einblick in die lange Tradition der Lehrerbildung Vechtas bietet, von der Normalschule bis zum Lehramtsstudium an der heutigen Universität.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 15. Wäschestampfer

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2010.3480

Der Wäschestampfer ist 100 cm lang, die Lamellen haben an der breitesten Stelle einen Durchmesser von 14 cm. Die metallene siebartige Stampfglocke, welche sich um die Lamellen herum befand, fehlt.

Der Wäschestampfer ist ein typisches Haushaltsgerät aus dem 19. Jahrhundert. Wäschewaschen war vor der Erfindung der Waschmaschine eine aufwendige, kräftezehrende Angelegenheit, die mehrere, teilweise sehr arbeitsintensive Schritte, umfasste. Zum Waschen auf einem Hof oder in einem Haushalt wurden alle Hände benötigt, die zur Verfügung standen und häufig noch weitere sog. „Heuerlingsfrauen“ eingestellt, um die Arbeit zu bewältigen. Am Vorabend des Waschtages wurde die Wäsche vorsortiert und eingeweicht. Am frühen Morgen des Tages wurde Wasser in Kesseln angeheizt und zum Kochen gebracht. Nachdem die Wäsche mit Schmierseife vorbehandelt worden war, wurde sie „gebeucht“. Das bedeutet sie wurde in einem großen Holzbottich gestapelt und zwischen jede Lage wurde Asche gestreut. Dann wurde heißes Wasser über die Stapel gegossen, sodass eine Lauge entstand, in welcher die Wäsche eingeweicht wurde. Man konnte aber auch die Asche vorher aufkochen, um eine alkalische Lauge herzustellen. Dies war wesentlich schonender für die Wäsche, da sie ja so nicht mit der Asche selber in Kontakt kam. Fünf bis sieben Mal wurde die Wäsche „gebeucht“, bei starker Verschmutzung auch häufiger. Danach wurde die Wäsche in klarem Wasser (häufig Teiche oder Bäche) ausgespült. Zusätzlich wurde die Wäsche dann auf einem glatten Holzbrett durchgeschlagen oder mit den Füßen oder einem Wäschestampfer in einem Bottich gestampft, um die letzten Dreck- und Seifenreste zu entfernen. Um so effektiv wie möglich zu arbeiten, wusch man erst die Weißwäsche und im Anschluss daran die Buntwäsche. Nach dem Waschen wurde die Wäsche dann entweder auf Leinen zum Trocknen aufgehängt oder über Hecken gelegt. Die Weißwäsche bestand meist aus Leinen und bekam mit der Zeit oft einen Gelbstich, sie wurde dann zum Trocknen auf dem Rasen ausgebreitet, beim Verdampfen der Lauge in der Sonne wurde die Wäsche wieder weiß.

Der Waschplatz in Vechta lag am Moorbach / Contrescarpe, hinter dem heutigen Krankenhaus. Der Straßename „Stadtbleiche“ weist in Vechta noch heute auf diesen Platz hin.

Literatur: Ameskamp, Eva-Maria, Wäsche!-Schmeckt dat denn? in: Wo geht's denn hier aufs Klo. Hrg. Britta Spies, Osnabrück 2002.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 16. Nasendusche

„Frisch und Frei“

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2013.0010

Zu Zeiten, in denen gegen eine verstopfte Nase nicht sofort mit abschwellenden Sprays oder Tropfen geholfen werden konnte, half man sich mit Spülungen oder Inhalationen. Das kleine Keramikgefäß wurde um 1900 hergestellt. Die Nasendusche ist seit jeher ein probates Mittel zur Reinigung der Nasen- und Rachenschleimhaut, sowohl vorbeugend als auch bei akuten Erkrankungen.

Die hier ausgestellte Version der Nasendusche, das Nasenbad „Frisch und Frei“, ist nach dem Konzept des Arztes Abraham Lissauer, einem deutschen Arzt und Archäologen jüdischer Herkunft, entwickelt worden. Die Nase wird in die Aussparung des Keramikschälchens gelegt und beispielsweise lauwarmes Salzwasser, zur Reinigung der Nase und der Nebenhöhlen durch die Nase eingesogen.

Der Reinigung der Nase stehen die Menschen noch bis heute skeptischer gegenüber als dem Zähneputzen, welches auch lange brauchte, um Bestandteil der alltäglichen, selbstverständlichen Körperpflege zu werden. Im Allgemeinen war im 18. und 19. Jahrhundert die erweiterte Körperhygiene eher ein städtisches Phänomen der reicheren Oberschicht. Intensivere Körperpflege als das Waschen mit einem Lappen und vielleicht einem wöchentlichen Bad war in ländlichen Gebieten noch bis ins 20. Jahrhundert hinein eher selten.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 17. Nikolausfigur

Sammlung Museum Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.0411

Wie der erste Blick schon verrät, handelt es sich hier um eine kleine Quietschfigur aus Plastik, die den Nikolaus mit Zipfelmütze und Sack darstellt. Während die Grundfarbe rot ist, sind kleinere Details in blau und schwarz erkennbar. Die Farbe der Figur ist leicht abgenutzt. Die Figur ist 21 cm hoch und hat ein Gewicht von 130 g. Diese Kunststoff-Figur ist wohl aus den 1980er oder 1990er Jahren. Die Figur stellt den Nikolaus dar. Der Nikolaus ist Teil eines Brauchtums, welches auf den frühchristlichen Bischof Nikolaus von Myra zurückgeht. Durch die Verehrung in der Kirche entstand im Mittelalter der Brauch, dass der Nikolaus an Weihnachten die Kinder besucht und Geschenke bringt. Dieser Brauch wird auch heute noch in christlichen Gesellschaften gepflegt. Der Nikolaus-Brauch hat sich aber auch mit der Vorstellung des Weihnachtsmanns vermischt. Die kleine Figur ist auch ein Beispiel für die Profanisierung des Brauchs, da jene Quietschfigur nichts mehr mit dem Brauch an sich zu tun hat.

Kunststoff als Ersatz für andere Werkstoffe wurde im 19. Jahrhundert entdeckt. 1868 z.B. gewann der US-Amerikaner John Wesley Hyatt einen Wettbewerb zur Suche nach einem Ersatzstoff für Elfenbein. Jenes Zelluliod wurde später auch in der Fotografie und im Film verwendet. Für die Kunststoffindustrie begann der Boom nach dem Zweiten Weltkrieg: Wurden 1950 erst eine Million Tonnen Kunststoff hergestellt, waren es 1976 über 20 Millionen Tonnen. Heute ist Kunststoff ein grundlegender Werkstoff – 2002 wurden z.B. 200 Millionen Tonnen Kunststoff weltweit produziert.

Weiche Kunststoffe wie der, dieses Nikolaus sind vor allem durch die zugesetzten Weichmacher in Kritik gekommen. Die phthalathaltigen Kunststoffe stehen in starkem Verdacht den Hormonhaushalt insbesondere männlicher Föten bis hin zur Unfruchtbarkeit zu beeinflussen. Erst 2015 wurde die Verwendung von Weichmachern durch eine EU-Richtlinie verboten.

Literatur: Plasticseurope Deutschland e.V.: Geschichte der Kunststoffe. URL: <http://www.plasticseurope.de/das-ist-kunststoff/geschichte-der-kunststoffe.aspx>. (31.07.15).; Plasticseuropa Deutschland e.V.: Erzeugung und Verarbeitung. URL: <http://www.plasticseurope.de/das-ist-kunststoff/erzeugung-verarbeitung.aspx>. (31.07.15). Schäfer, Joachim (Hg.): Biographie Nikolaus von Myra.

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 18. Hutformer

**Wer etwas auf sich hält, trägt Hut!**

Sammlung Museum im, Zeughaus  
Inventar Nr.: 2009.2092

Dieser elektrische Hutformer der Firma Georg Engelhard KG, Hut- und Mützenzutatanten aus Darmstadt besteht aus einem Formaufsatz aus verchromten, polierten Metall, welcher auf einem dunkelgrün-emaillierten Eisengestell montiert ist. Der Hutformer ist etwa 32 cm hoch, 36 cm lang und wiegt 6,1 kg. Die Kurbel und Welle zur Weitenregulierung des Formers fehlen.

Der feuchte Filz des Hutes wird über den Former gestülpt und die gewünschte Weite mit der Kurbel eingestellt. Der metallene Formaufsatz ist elektrisch erhitzbar und trocknet so den nassen Filz und gibt dem Hut die neue, gewünschte Form. Das Hutmacher Handwerk hatte in Vechta eine besondere Bedeutung. Im Gegensatz zu, beispielsweise - der Stadt Lohne, welche mehr von Industrie geprägt war, war Vechta immer mehr eine Beamten- und Dienstleistungsstadt. Ein Hut ist häufig mehr als nur eine Kopfbedeckung zum Schutz vor dem Wetter. Häufig symbolisiert das Tragen eines Hutes auch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen und sozialen Gruppe.

Eine bekannte Hutmacherin in Vechta war die 1902 in Papenburg geborene Agnes Gautier. Sie führte einen Modesalon in der Großen Straße, welcher nach ihrem Tod 1980 in den Besitz der Familie Wilmering überging.

Literatur: Die „Große Straße“ – das Herz Vechtass. Die „Große Straße“ gestern und heute. (Hgs.) Heimatverein Vechta e.V., Vechta 2014.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 19. Puppenköpfe

### Puppen im Wandel

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2012.0015

Der kleine Kopf aus Biskuitporzellan gehört zu einer Babypuppe, nach Art der Puppen des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Vermutlich stammt der Kopf aus einem Fehlbrand und wurde deshalb nicht weiter verarbeitet.

Puppen sind ein elementarer Bestandteil der Kulturen überall auf der Welt. Hatten sie anfangs häufig eine eher kultische Bedeutung, wandelten sie sich immer mehr zu einem Spielzeug für Kinder. Puppen haben häufig eine starke emotionale Bedeutung - Das Spiel mit der geliebten Puppe zum Erlernen der eigenen Rolle. Seit dem 15. Jahrhundert ist die gewerbliche Herstellung von Puppen als Spielzeug zu belegen. Die im Mittelalter als „Docken“ bezeichneten Kinderspielzeuge wurden als Massenware aus Holz oder Ton gefertigt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entsprach das Porzellan den Anforderungen der Puppenhersteller, da es gut geformt und lebensecht bemalt werden konnte. Zunächst bestanden die Puppenköpfe aus glasiertem Porzellan, welches dann im letzten Viertel des Jahrhunderts durch das Biskuitporzellan abgelöst wurde, das der menschlichen Haut am ähnlichsten war. Zunächst, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, waren Puppen noch das Abbild erwachsener Frauen, sie trugen die neueste Mode und hatten oft eine reichhaltige Garderobe. Gegen Ende des Jahrhunderts wechselte dies, das französische Béb  stellte nunmehr den Typus des Kleinkindes dar. In den 30er und 40er Jahren verdrängten Puppen aus Celluloid und dann aus Kunststoff das Material Porzellan. Die besondere Faszination der Puppe mit Porzellankopf ist den Sammlern geblieben.

Im Herstellungsprozess einer jeden Porzellanpuppe gibt es nur ein einziges Kunstwerk, nämlich das - meist von einem Bildhauer - modellierte Unikat des Puppenkopfes. Bei allen später hergestellten Puppen handelt es sich lediglich um immer wieder neue Abgüsse aus dieser einmal geschaffenen Form. Die Puppenherstellung war durch eine extreme Arbeitsteilung gekennzeichnet: es kam vor, dass manche Puppenmalerinnen immer nur die linken Augenbrauen gemalt haben, andere daraufhin die rechten Brauen, wieder andere den Mund usw. Aus diesem Verfahren resultierte eine große Erfahrung der damaligen Puppenmaler, so dass man heute noch immer den genialen Pinselstrich mancher alten Puppe bewundern muss.

Literatur: [http://www.reinhard-buerck.de/waltraud\\_schwambach/dolls/history/start.htm](http://www.reinhard-buerck.de/waltraud_schwambach/dolls/history/start.htm). Zugriff 30.07.2015.; Kreismuseum Bersenbrück. Puppen und ihre Welt. (Hg.) Landkreis Osmabrück, Quakenbrück 1989.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 20. Ausweis der Camilla Horn

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Dies ist eine Replik des Personalausweises von Camilla Horn. Die 1903 in Frankfurt a.M. geborene Camilla Horn war eine deutsche Schauspielerin. Nach dem Besuch der Volksschule und einer Ausbildung zur Schneiderin folgte sie ihrem damaligen Geliebten, einem wesentlich älteren Arzt und Chemiker, in das „Sündenbabel“ Berlin und lebte dort mit ihm in „wilder Ehe“. Ihren Lebensunterhalt bestritt Camilla Horn durch Herstellung und Verkauf von Pyjamas. Als Ausgleich zu ihrem Beruf als Näherin nahm sie Unterricht in der Tanzschule des Rudolf von Laban. Nach ersten Auftritten in Kabarett-Revuen und Rollen als Filmkomparsin wurde sie 1925 von dem berühmten Regisseur F. M. Murnau entdeckt. Mit der Rolle des Gretchens in einer Faust Verfilmung gelang ihr der „große Durchbruch“.

Nach einem Vertrag mit der Ufa bekam die junge Schauspielerin ein Angebot aus Hollywood und ging für einige Jahre in die Vereinigten Staaten und drehte dort u.a. an der Seite John Barrymores und schloss Freundschaft mit Charlie Chaplin. Da sie in Amerika aber meistens auf die Rolle der „aufrechten Naiven“ wie in ihrer Gretchenrolle reduziert wurde, kehrte sie 1929 schließlich nach Berlin zurück. Hier konnte sie ihr Repertoire erfolgreich erweitern. Bis zum Ende des Krieges wirkte sie noch in 45 Filmen mit. Während des Zweiten Weltkrieges ließ sie sich auf einem Gut in Rossow nieder, musste aber von dort vor den nahenden russischen Truppen fliehen. Nach Kriegsende 1945 im Juni versuchte Camilla Horn von ihrem Landgut bei Berlin in den Westen zu ihrer Mutter in Frankfurt zu gelangen. Auf der Flucht wurde sie in der Nähe von Delmenhorst von der englischen Militärpolizei festgenommen und im dortigen Gerichtsgefängnis („Grafthotel“) eingesperrt. Am 11.07.1945 wurde Camilla Horn vom Delmenhorster Militärgericht, wegen Verstoßes gegen die Ausgangs- und Reisebeschränkungen der englischen Besatzungsmacht zu einer dreimonatigen Haftstrafe verurteilt. Die Strafe saß Camilla Horn im Frauengefängnis in Vechta („hinter der Bahn“) ab. Als Dank für die gute Behandlung gab sie in Vechta bei Schäfers ein Gastspiel. In ihren Memoiren widmet sie ihrem Gefängnisaufenthalt ein ganzes Kapitel.

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 21. Steinaxt

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.2454  
Schenkung von R. Selling aus Visbek

Diese aus der Jungsteinzeit (auch als Neolithikum bezeichnet; 4000 - 1700 v. Chr.) stammende Steinaxt ist 20 cm lang, 6 cm hoch und wiegt ca. 1,5 kg. Der Axt Kopf ist aus grauem Basalt, einem sehr harten Gestein, gefertigt.

Die Steinzeit ist die früheste Epoche der Menschheitsgeschichte. In Europa wird die Steinzeit in Alt-, Mittel- und Jungsteinzeit unterteilt. Für Afrika und das Gebiet im Nahen Osten werden noch weitergehende Unterscheidungskategorien angewandt. Ein kennzeichnendes Merkmal der Jungsteinzeit ist, dass in dieser Zeitspanne der Übergang der Menschen von der nomadisierenden Lebensweise als Jäger und Sammler zur Sesshaftigkeit und Ackerbau stattfand. Auch die Herstellung von Steinwerkzeugen wie dem hier zu sehenden Axt Kopf wurde immer komplexer. In ein geeignetes Werkstück aus Stein wurde mit einem Holzbohrer, kleingeschlagenem Flintsplitt und Wasser ein Loch hineingebohrt und ein Axt Stiel eingefügt. In praktischen Anwendungsversuchen konnte die Effektivität solcher Äxte unter Beweis gestellt werden, zum Beispiel bei der Bearbeitung von Baumstämmen. Aber auch wenn Äxte wie diese eine Neuerung darstellten, war die Arbeit mit ihnen immer noch sehr mühselig und kräftezehrend.

Auch im Stadtgebiet von Vechta wurden Nachweise neolithischer Siedlungen gefunden. Am Rande der Ausgrabung des bronzezeitlichen Gräberfeldes, konnte durch den Fund von Abfallgruben mit Keramiken aus der Jungsteinzeit nachgewiesen werden, dass der Bestattungsplatz der Bronzezeit (1700 bis 700 v.Chr.) schon lange Zeit zuvor, als Siedlungsplatz genutzt wurde.

Literatur: Jacob-Friesen, K.H. Einführung in Niedersachsens Urgeschichte, Hildesheim 1959., Eckert, Jörg. Von Schlüssellochern und Langbetten, in: Archäologie in Niedersachsen 2001, Bd.4.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 22. „Jugend-Lager Falkenrott“

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Dieses weiße-graue Schild gehört zur Geschichte des Zeughauses im Starfvollzug. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Zeughaus, welches vorher als „Arbeitshaus“ diente, renoviert und ab 1948 als Jugendgefängnis mit dem Namen „Jugendhof“ genutzt. Am 1.10.1952 wurde die Einrichtung in Jugendlager Falkenrott umbenannt und diente bis 1991 als offene Justizvollzugsanstalt für junge Straftäter. Das Konzept war relativ modern. Die jungen Täter sollten erzogen und wieder resozialisiert werden. So gab es auf dem Gelände z.B. einen Landwirtschaftsbetrieb, in dem die Insassen arbeiteten. Auch konnte 1973 erstmals der Abschluss der Hauptschule in der Justizvollzugsanstalt angeboten werden. Als offene Anstalt waren die Gefangenen nicht dauerhaft eingesperrt, sondern hatten einen geordneten Freigang. Auch konnte man 21 Tage Urlaub nehmen. Bei Regelverstoß wurden die Insassen in den Zellentrakt gebracht oder in eine geschlossene Justizvollzugsanstalt gebracht. Das Konzept des offenen Vollzugs sollte die Resozialisierung unterstützen. Das heutige Gulfhaus neben dem Zeughaus wurde ebenfalls im Sinne dieses Konzepts errichtet. Weil die Selbstverwaltung jedoch nicht funktionierte, scheiterte das Projekt. Heute ist ein freies Jugendzentrum im Gulfhaus zu finden. Das Zeughaus selbst wurde bis 1991 als Verwaltungsgebäude der Strafanstalt benutzt. Das Schild hier diente als Wegweiser. Im Erdgeschoss befand sich die Aufnahmeabteilung und die Tauschkammer. Hier wurden also die neuen Insassen registriert und eingekleidet. Im Erdgeschoss befand sich auch die Geschäftsstelle der Anstalt. Im ersten Stock befand sich der Vorstand mit Sekretariat sowie die Sanitätsabteilung und die Arbeitsverwaltung. Im zweiten Stock – also auf diesem Stockwerk – befand sich ein großer Lagerraum und ein Freizeitraum. Das Zeughaus wurde nach 1994 zum heutigen Museum umgebaut, welches 1997 eröffnet wurde. Die Strafvollzugsanlage gehört heute zum Frauengefängnis oder ist Teil des Zitadellenparks geworden. Zur ehemaligen Strafvollzugsanlage gehört heute noch der offene Frauenvollzug. Der Rest der Anlage wurde 2013 von der Stadt Vechta gekauft. Auf ihr stehen das Museum, der Zitadellenpark und die Burganlage „Castrum Vechtense“.

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 23. Bronzepinzette

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Diese Bronzepinzette war eine Grabbeigabe, die auf dem Boden einer Urne gefunden wurde. Diese gehörte zu einer Brandbestattung in einem Langbett. (Zugehöriger Leichenbrand in Urnenreplik Nr. 1 (Bef. Nr. 23,2; vgl. Ausstellung zur Bronzezeit).

Als 1995 im Stadtgebiet von Vechta das Gelände für das neue Kreisverwaltungs- haus vorbereitet wurde, wurden die gesamten Bauarbeiten von Anfang an von den Mitarbeitern der Bezirksarchäologie Weser-Ems begleitet. Denn schon bei früheren Bauarbeiten in den 1970er Jahren in diesem Gebiet, waren immer wieder frühgeschichtliche Urnen zu Tage gekommen. Die Grabungskampagne zog sich insgesamt über einen Zeitraum von 3 Jahren hin und wurde 2000 abgeschlossen. Im Ergebnis man ein bronzezeitlichen Gräberfeld mit insgesamt 135 Bestattungen. Von diesen waren 47 in irgendeiner Form von Einhegungen eingegrenzt, beispielsweise durch Gräben. Bei 26 der eingegrenzten Gräber, handelte es sich um sogenannte „Schlüssellochgräber“. Der Name entstammt der charakteristischen Form dieser Gräber: an eine dreiviertel-kreisförmige Einhegung schließt sich eine viereckige Einhegung an und erinnert so an die Form eines Schlüssellochs. In dem kreisförmigen Teil des „Schlüssellochs“ wurde eine Leichenbrandbestattung vorgenommen, meist in Form einer Urne. Neben den schlüssellochförmigen Gräbern gab es aber auch noch 18m-30m lange, hügelartige Gräber, die sogenannten Langbetten. Es gab aber auch Gräber die völlig leer waren, mit solchen Gräber gedachte man vielleicht Verstorbenen, die an anderen Orten ums Leben gekommen waren und deren Leichname somit nicht nach den üblichen Ritualen beigesetzt werden konnten.

Ob und inwiefern die Beigabe Aufschluss über eine besondere soziale Stellung des Verstorbenen gibt, darüber kann nur spekuliert werden. Aber auch wenn die genaue Bedeutung unklar ist, so zeigen Funde wie dieser, dass Körperpflege schon ein wichtiger Aspekt der alltäglichen Kultur der Menschen in der Bronzezeit war. Denn immerhin war diese Pinzette so wichtig, dass sie dem Verstorbenen mit ins Grab gegeben wurde.

Literatur: Eckert, Jörg. Von Schlüssellochern und Langbetten. In: Archäologie in Niedersachsen 2001, Bd.4. Oldenburg, 2001.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 24. Vechtaer Stadtwappen von 1538

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Dieses Stadtsiegel von Vechta stammt aus dem Jahr 1538 ist aber nur durch den Siegelabdruck von einer Urkunde aus dem Jahr 1580 erhalten. Das Siegel wurde wahrscheinlich mit dem Oldenburger Überfall zerstört. Das Siegel und Wappen einer Stadt sind immer auch Ausdruck des Selbstverständnisses einer Kommune. Umso größer ist der Verlust, wenn es zerstört wird oder verschwindet. Dieses Siegel war bis 2014 nicht bekannt. In der Abfolge ist es in der bisherigen Überlieferung das vierte, das erste mit einer Jahreszahl. Vechtaer Siegelfunde in den Staatsarchiven Lübeck und Bremen zeigen, dass Vechta politisch und wirtschaftlich stark im hansischen Handelsraum eingebunden war.

Das älteste Stadtsiegel ist durch eine Lübecker Urkunde überliefert. Seitdem hat sich das Siegelbild mehrfach verändert. Aus dem Stadttor mit Kirchenfenster und Kopf mit Mitra hat sich ein Siegel mit Stadttor, Fallgitter und barhäuptigen Kopf entwickelt. Seit 1538 hat es sich nicht mehr verändert. Der Pauluskopf im heutigen Siegel als Bistumsheiliger des Bistums Münster weist auf die enge Verbundenheit mit dem Fürstbistum hin.

Aus diesem Grund wurde die Stadt auch in die Fehde zwischen dem Bischof von Münster und den Grafen von Oldenburg und Delmenhorst hineingezogen, da es zu mehreren Angriffen kam. Beim Letzten wurde die Vechtaer Burg und fast die gesamte Stadt in Brand gesetzt, wobei mit dem Rathaus auch alle Siegel und Urkunden verbrannten, sodass 1538 ein neues Siegel geschnitten werden musste.

Literatur: Fahl-Dreger, Axel. Wappen, Siegel, Recht und Rat. Die Rechtssituation der Stadt Vechta im Mittelalter, Vechta 2013.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## **25. Armeliquiare des hl. Alexander**

**Eine Replik der Reliquiare aus der Propsteikirche St. Georg**

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Diese 3D Laser-Gravuren der Firma „denkmal 3d“ stellen eine Replik der Armreliquiare des heiligen Alexanders dar. Die echten Reliquiare befinden seit 1699 im Besitz der Propstei St. Georg. Zu diesem Zeitpunkt wurde das Chorherrenstift St. Alexander zu Wildeshausen nach Vechta verlegt. Im Zuge dieser Umsiedlung gelangten auch die Reliquiare in die Stadt. Im linken Arm der Originale befindet sich eine 24 cm lange Elle, dreifach in Stoff gehüllt. Sie ist lose (von außen nach innen) in einen sandfarbenen Leinenstoff, in gelbe Seide und zuletzt in einen dunkelblauen gemusterten Seidenstoff eingewickelt. Die Stoffe gehören vermutlich zum ursprünglichen Bestand des Reliquiars. (Eine Rekonstruktion des sogenannten „Alexanderstoffes“ findet sich im 1. OG des Museums).

Die wertvollen Reliquiare sind aus Silber gefertigt. Nach neueren Forschungen wurden sie wahrscheinlich Anfang des 13. Jh. in einer Osnabrücker Goldschmiede hergestellt. Zu dieser Zeit begann man, Reliquien nicht mehr in Kästen oder Schreinen aufzubewahren, sondern in Reliquiaren die Körperformen ähnelten, aufzubewahren. Die Gebeine des heiligen Alexanders wurden im Jahr 850/851 von dem Oldenburger Grafen Waltbert im Zuge der „Sachsenmission“ von Rom nach Wildeshausen gebracht (translatio). Bis ihrer der Umsiedlung wurden die Reliquien dort verehrt. In den Wirren des Dreißigjährigen Krieges von einem schwedischen General in die Hunte geworfen, aus der sie der Sage nach von einem Chorherren, der dabei ertrank, nur zum Teil gerettet werden konnten. Bis auf die Elle sollen alle anderen Reliquien in Osnabrück verloren gegangen sein.

Noch heute werden zu Christi Himmelfahrt am 17. Mai die Reliquiare des heiligen Alexanders bei der kirchlichen Prozession durch die Stadt getragen. Diese Prozession ist einer der Höhepunkt im Vechtaer Kirchenjahr. Der Ursprung dieser Prozession geht auf eine Dankprozession des münsterischen Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen im 17. Jahrhundert zurück, nach dem Abzug der schwedischen Truppen 1654.

Literatur: Pundsack, Albert. Propstkirche und Pfarrei St. Georg, in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta (Bd. 2), Vechta, 1974.; [http://www.uni-muenster.de/Religion-und-Politik/aktuelles/2012/apr/News\\_Gold\\_zu\\_Ostern.html](http://www.uni-muenster.de/Religion-und-Politik/aktuelles/2012/apr/News_Gold_zu_Ostern.html), (10.08.2015)

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 26. Knochenflöte (1)

### Ungewöhnliche Klänge in Vechta

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2011.4340

Die Knochenflöte wurde zusammen mit einer großen Anzahl an Tierknochen bei Ausgrabungen im Sommer 2005 im Gebiet des Burggrabens entdeckt. Datieren lässt sie sich auf das Ende des 13. bis Anfang des 14. Jahrhunderts. Sie wurde, in zwei Teile gebrochen, an zwei verschiedenen Orten in der Burganlage im Aushub des Burggrabens gefunden und anschließend restauriert. Seitdem ist sie Objekt zahlreicher Untersuchungen gewesen, bei denen Herkunft, Material und akustische Eigenschaften ermittelt und viel diskutiert wurden. In Lissabon wurden zwei Nachbildungen angefertigt, von denen eine in Vechta, die andere in Lissabon ausgestellt sind. Die Nachbildung wurde von Experten auf ihre musikalischen Eigenschaften untersucht. Man stellte fest, dass sie eine Tonspanne von eineinhalb Oktaven in E-Dur sauber spielen kann und damit ganz ähnlich klingt wie eine moderne Blockflöte.

Die vielfältige Aufmerksamkeit ist begründet; denn der Gegenstand gibt weiterhin Rätsel auf. Zum einen ist die Flöte aus dem Knochen eines Tieres gefertigt, das in Norddeutschland nicht existiert. Zum anderen ist sie in Form und Fertigung im gesamten nordeuropäischen Raum ein Unikat.

Erkenntnisse über die Knochenart:

Die meisten im deutschen Raum gefundenen Knochenflöten bestehen für gewöhnlich aus Schafs- oder Ziegenknochen, seltener auch aus Gänseknochen. Das Material der Vechtaer Flöte wurde als Flügelknochen eines Jungvogels identifiziert. Nach Vergleichen mit allen größeren Vogelarten steht fest, dass der Knochen von einem Geier stammen muss, wahrscheinlich einem Gänsegeier. Dies ist das einzige Exemplar einer Geierknochenflöte in ganz Deutschland und neben zwei Funden römischer Flöten in den Niederlanden auch das einzige in Nordeuropa. Da Geier in Norddeutschland nicht heimisch sind, sondern nur in den bergigen Gegenden des Balkans und des Mittelmeerraums speziell Nordportugal/-spanien vorkommen, bleibt die Frage über welche Wege der Geierknochen nach Vechta gelangt ist.

Literatur: Hans Christian Küchelmann: Highland Tunes in the Lowlands: a Vulture Bone Flute from Northern Germany.; Katja Mahlitz-Frey: Die Tierknochenfunde der archäologischen Ausgrabung der Burg Vechta 2005/2006. Auswertung.

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 26. Knochenflöte (2)

### Ungewöhnliche Klänge in Vechta

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2011.4340

Erkenntnisse über die Form und Fertigung:

In Nord- und Mitteleuropa gefundene Knochenflöten sind in der Regel zwischen 130 und 180mm lang, nur wenige sind länger. Diese Flöten haben meist drei Fingerlöcher, seltene Exemplare auch vier, fünf oder zwei. Jeweils ein Fund belegt Flöten mit sieben, zwei oder überhaupt keinen Löchern. An sechslöchrigen Exemplaren, die im Mittelmeer und auf dem Balkan häufig sind, sind in Nordeuropa nur drei gefunden worden. Die Anzahl der Löcher hängt dabei nicht von der Länge der Flöte ab: auch mit sechs oder sieben Fingerlöchern bleiben die Flöten in der durchschnittlichen Länge.

Die Vechtaer Knochenflöte ist mit 266cm deutlich länger als jedes andere Exemplar aus der Nordeuropa. Auch die Anzahl von sechs Fingerlöchern plus einem rückseitigen Loch für den Daumen ist sehr selten. Die Position dieses Daumenlochs ist regional einzigartig. Insgesamt bezeugt die Fertigung der Flöte eine hoch entwickelte Handwerkskunst, die so in Norddeutschland nicht vorhanden war.

Wenn es also unwahrscheinlich ist, dass die Flöte in Vechta hergestellt wurde, bleibt nur die Möglichkeit, dass sie als fertiges Instrument importiert wurde: Vielleicht als ein Geschenk, vielleicht hat auch ein wandernder Musiker aus dem Süden die Flöte nach Vechta gebracht – und als sie zu Bruch ging, ließ er sie hier zurück. Eine denkbare Möglichkeit wäre auch, dass ein Pilger in nördlicher Wanderrichtung auf dem Jakobsweg, wovon ein Teilstück hier durch Vechta führt; das Instrument aus Nordspanien mitbrachte.

Literatur: Hans Christian Küchelmann: Highland Tunes in the Lowlands: a Vulture Bone Flute from Northern Germany.; Katja Mahlitz-Frey: Die Tierknochenfunde der archäologischen Ausgrabung der Burg Vechta 2005/2006. Auswertung.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 27. Vechtaer Sware

**Die Vechtaer Sware gibt einen Hinweis auf die Markt- und Münzrechte in der Stadt Vechta**

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Dauerleihgabe der Volksbank Vechta

Die Münze kommt aus Vechta und lässt sich in etwa auf das Jahr 1380 datieren. Sie gibt einerseits Aufschluss über den Geldverkehr als auch über das Stadt- und Handelsrecht Vechtens zu dieser Zeit.

Die Sware war eine Münze im Wert eines Silberpfennigs und wurde unter anderem von den Bischöfen von Münster geprägt. Aufgrund der großen Bedeutung für den westfälischen Handel gab es unter anderem Nachprägungen in Vechta, Wildeshausen, Diepholz und Oldenburg. In Vechta wurden sie vor allem von 1370 bis 1400 geprägt. Zu dieser Zeit übten die Burgmannen das Münzrecht aus. Die Vechtaer Zoll- und Münzrechte wurden 1212/20 bestätigt, wobei das Münzrecht nur im Zusammenhang mit dem Marktrecht galt.

Nach einem Kopiar (Sammlungen von Urkundenabschriften) aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts wurde der Bischof Adolf von Osnabrück vom Friedrich II. (1192-1250, 1220 Krönung zum Kaiser) zurechtgewiesen, weil er den Grafen von Ravensberg in seiner Münztätigkeit und Zollerhebung in Vechta und Haselünne beeinträchtigt hatte. Mit diesem Brief wird einerseits belegt, dass in Vechta Zölle auf Marktwaren erhoben und Münzen für den Zahlungsverkehr geschlagen wurden. Andererseits werden in der Urkunde Streitigkeiten zwischen dem Bistum Osnabrück und den Ravensbergern formuliert, die ihren Ursprung in dem Capitular (Rechtsbestimmung) Karls des Großen zum Münzrecht haben. Karl der Große spricht nur den Bistümern das Münzrecht zu. Das Münzrecht lag also ursprünglich beim Bistum Osnabrück. Wilhelm Hanisch geht von einer Verleihung für Vechta um 1040 aus (parallel mit der Verleihung des Rechts für Emden). Möglicherweise übertrug aber auch erst Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1152-1190) die Münz- und Zollrechte mit dem Reichslehen auf Ravensberger Grafen.

Literatur: Fahl-Dreger, Axel. Wappen, Siegel, Recht und Rat. Die Rechtssituation der Stadt Vechta im Mittelalter, Vechta 2013.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 28. Hanse Ringfibel

„Hatuwebranze-Bressen“- Die Verbindung Vechtas zur Hanse

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Funddatum: 2005; aus dem Abraum der Burg Vechta durch den Sondengänger R. Lampe.

Fibeln sind Gewandschnallen und wurden dazu benutzt, Teile der Kleidung, wie zum Beispiel den Halsausschnitt einer Bluse oder eines Hemdes, zusammenzuhalten. Es gibt viele verschiedene Typen von Fibeln, sie wurden schon seit der Eisenzeit dazu verwendet, Kleidung zusammen zu halten und waren auch im Mittelalter ein häufiger Gewandbestandteil. Auch wenn es viele verschiedene Arten von Fibeln gibt, so bleibt ihre grundsätzliche Funktion dieselbe: Sie hält durch Durchstechen des Stoffes die Kleidung zusammen, ähnlich einer Sicherheitsnadel. Auf mittelalterlichen Darstellungen, insbesondere Skulpturen, sind sie häufig zu sehen und geben uns so eine gute Vorstellung von ihrer Verwendung. Vor allem in Metallqualität und künstlerischer Ausführung, gab es große Unterschiede. So hatten schlichte Varianten meist einen rein funktionellen Zweck, wohingegen die aufwendiger gefertigten Stücke auch als ein funktioneller Schmuck getragen wurden und so unter anderem, Auskunft über den sozialen Status des Trägers bzw. der Trägerin gaben.

Die hier ausgestellte Fibel weist noch weitere besondere Merkmale auf. Am oberen und unteren Rand der Fibel sind zwei ineinandergreifende Hände eingearbeitet. Fibeln mit dieser speziellen Verzierung werden in den Quellen als „Hatuwebranze-Bressen“ bezeichnet, was mit „Handtreue-Broschen“ übersetzt werden kann. Dieser Fibeltyp kommt überwiegend im ausgehenden Mittelalter vor, und wird als typisch hansischer Schmuck angesehen. Denn in Bremen, wie auch anderen Hansestädten, mussten die Goldschmiede als Meisterstück eine solche Fibel herstellen. Auch hat man „Hatuwebranze-Bressen“ nur im hansischen Kulturraum gefunden, in Süddeutschland fehlen solche Funde weitestgehend.

Der Fund einer solchen Fibel hier in Vechta unterstreicht ganz deutlich Vechtas Beziehungen mit der Hanse im Mittelalter, wie es auch Urkunden aus jener Zeit belegen. In diesen Urkunden wird unter anderem beschrieben wie ein Mitglied einer Vechtaer Burgmannenfamilie, Bernhard de Holtorpe, Lübecker Bürger wird und 1365 in der Hansestadt Danzig stirbt. Aus den Urkunden im Stadtarchiv Lübeck lassen sich Handelsbeziehungen zwischen Vechta und der Hanse bis ins 16. Jahrhundert belegen.

Literatur: Manfred Rech (Hg.): Gefundene Vergangenheit. Archäologie des Mittelalters in Bremen. Mit besonderer Berücksichtigung von Riga, Bremen 2004.; Fahl-Dreger, Axel. Wappen, Siegel, Recht und Rat. Die Rechtssituation der Stadt Vechta im Mittelalter, Vechta 2013.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 29. Feuerwehrspritze

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2010.3992

Diese Hand-Feuerwehrspritze aus dem 19. Jahrhundert ist aus Kupfer gefertigt, ist 76 cm lang und wiegt 1,4 kg.

Die ersten, noch recht primitiven, Hand-Feuerspritzen wurden bereits in der Antike verwendet. Das Wissen um diese Technologie blieb auch über durch das Mittelalter hindurch erhalten. Noch weit über diese Zeit hinaus fanden die einfachen Handspritzen Anwendung. Ab dem 16. Jahrhundert wurden die Feuerspritzen dann immer weiter entwickelt und auch größer, so dass Räder daran montiert werden mussten um die großen Spritzen transportieren zu können. Doch auch die kleinen Handspritzen blieben weiter in Verwendung, denn sie konnten auch in beengten Räumen verwendet werden, wie zum Beispiel in einer Küche. Der Vorteil in der Benutzung einer Feuerspritze gegenüber einem Löscheimer ist, dass das Löschwasser präziser und über einen längeren Zeitraum abgegeben werden kann, wie es beispielsweise bei der Bekämpfung eines Schwelbrandes nötig ist.

Der Brand 1684, der fast die gesamte Stadt Vechta zerstörte, machte allen Bewohnern sehr deutlich, wie notwendig und sinnvoll ein schneller Zugang zu Wasser war. Neben den daraufhin gegründeten Pumpgemeinschaften, wurde eine Vielzahl von neuen Brunnen angelegt, aus denen Wasser geschöpft und mit Spritzen gezogen werden konnte. Die bis dahin übliche enge Hausbebauung wurde aufgegeben und die Dächer mit Ziegel eingedeckt.

In Vechta wurde nach dem Ministerialerlass der oldenburgischen Regierung im Jahr 1876, 1890 die Freiwillige Feuerwehr gegründet. Neben Löscheinern und Nothaken gehörte auch eine Brandspritze zur Ausrüstung. Da sie aber nur unzureichend bei der Brandbekämpfung eingesetzt werden konnte, wurde kurz darauf eine „Stadtbrandspritze“ mit einer Wasserleistung von 400 -500 Litern in der Minute angeschafft, um so noch effektiver die Stadt vor ausbreitenden Bränden schützen zu können.

Literatur: Feldhaus, F.M.: Die Technik. Ein Lexikon. München 1970. Sp. 308-316.;  
75 Jahre Freiwillige Feuerwehr Vechta, Vechta 1965.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 30. Grape

Sammlung Museum Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.1605

Hier handelt es sich um eine dreifüßige Grape aus Eisen mit schwarzen Überzug und Eisenbügel. Sie hat eine Höhe von 23 cm, einen Durchmesser von 14 cm und ein Gewicht von 1,178 Kilo.

Diese Grape stammt aus dem 19. Jahrhundert und wurde in bäuerlichen Haushalten als Ton-Kochtopf verwendet. Die Grape wurde schon im Mittelalter als Kochtopf auf offenen Feuerstellen verwendet. Im Wandel der Zeit veränderte sich die Form und Art der Grape, doch das Prinzip blieb gleich.

Aus dem Jahr 1803 ist ein französisches Patent für einen Eisenofen mit eingebauten Teller-Wärmeschrank und Bratenwender dokumentiert, damit begann der Durchbruch der geschlossenen Öfen. Mit Beginn der Industrialisierung und der Verstädterung wurde die Grape nur noch in bäuerlichen Haushalten verwendet, da in der Stadt überwiegend geschlossene Öfen, die „Küchenhexe“, eingesetzt wurden. Die Funktion der Grape übernahm bei diesen Holz-/Torf- oder Kohleöfen der Kochtopf. Bei den älteren Grapen wurden meist einfach die Füße abgeschlagen, um sie als Töpfe verwenden zu können.

Literatur: Feldhaus, F.M.: Die Technik. Ein Lexikon. München 1970. Sp. 753.; Peter, Bernhard: Grapen. URL: <http://www.dr-bernhard-peter.de/Heraldik/grape.htm>. (30.07.2015).

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 31. Der Kuttrolf (1)

**Unterhaltung für trinkfreudige Tischgesellschaften**

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Bereits um 1400, besonders aber im 16. Jahrhundert waren in Deutschland, insbesondere im Norden, sogenannte Scherz- bzw. Vexiergefäße (lat.: vexare=plagen, quälen) sehr beliebt, die das Trinken oder Ausschütten ihrer Inhalte zu einer unterhaltsamen Angelegenheit machten. Eines dieser Scherzgefäße ist der Kuttrolf bzw. Angster. Die Bezeichnung Kuttrolf lässt sich auf das lateinische Wort „guttur“ zurückverfolgen, was Gurgel bedeutet, Angster leitet sich vom lat. angustus ab und bedeutet eng, schmal. Beide Begriffe bezeichnen denselben Gegenstand, und beide weisen auf die besondere Eigenart des Gefäßes hin: den kunstvoll gedrehten Hals. Dieser wird mit einer speziellen Saug-Blas-Technik gearbeitet, sodass aus dem breiten Bauch etwa drei bis vier gewundene Röhren nach oben führen, die in eine schalenartige Öffnung münden. Diese Engstelle am Hals, zusammen mit der breiten Öffnung, erschwert das Ausgießen erheblich. Kleckereien lassen sich nur mit viel Vorsicht und Übung vermeiden und werden häufig scherzhaft mit Trinkstrafen geahndet. Außerdem wird beim Ausschütten der Flüssigkeit ein gluckernendes, gurgelndes Geräusch erzeugt, was für zusätzliche Erheiterung an der Tafel gesorgt haben dürfte.

Literatur: Sonja Michaels: Leben auf einem Adelssitz im Niederstift Münster. Quellen und Studien zur Regionalgeschichte Niedersachsens Band 11.; <http://www.stadtarchaeologie-lueneburg.de/mag/gls-scherz01.htm>

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 31. Der Kuttrolf (2)

### Unterhaltung für trinkfreudige Tischgesellschaften

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Die strenge Hierarchie der Ständegesellschaft des 16. und 17. Jahrhunderts zeigte sich unter anderem bei den Mahlzeiten. Da Speis und Trank damals, oft knapp bemessen waren und in jedem Fall sorgfältig gewirtschaftet werden mussten, waren seltene, teure oder aufwändige Lebensmittel den Hausherrn und ihren hohen Gästen vorbehalten. Aus einer Tafelordnung der Burg Dinklage aus dem 17. Jahrhundert etwa geht hervor, dass zum einen der Herrentisch streng von den Tafeln des Hausgesindes getrennt war, zum anderen Nahrung und Luxusmittel wie Braten, Zucker – nachdem er im 17. Jh. nach Europa kam – und Wein nur an der Herrentafel anzufinden waren. Selbst dort wurden sie häufig nur zu besonderen Anlässen aufgetischt: etwa zu religiösen Festen wie Ostern und Pfingsten, aber auch zu weltlichen Anlässen wie Schlachttagen oder Volksfesten wie dem Vechtaer Stoppelmarkt.

Die Trennung der sozialen Schichten setzt sich auch im Geschirr fort. Während die niederen Tafeln auf der Burg Dinklage Zinngeschirr erhielten, stand der Herrschaft edleres Material wie Glas oder Porzellan zur Verfügung. Ob die Burg Dinklage im Besitz eines solchen Scherzgefäßes war, ist nicht bekannt, jedoch in Anbetracht der weiten Verbreitung des Kuttrolfs wahrscheinlich. Wenn auch im 16. Jahrhundert erst großflächig populär geworden, ist die Existenz von Kuttrolf-Flaschen bereits weitaus früher belegt: Unter anderem schreibt Wolfram von Eschenbach in seinem Epos Willehalm über ein gutteral als Weinbehältnis, was nichts anderes als den (heute sprachlich etwas veränderten) Kuttrolf meint.

Literatur: Sonja Michaels: Leben auf einem Adelssitz im Niederstift Münster. Quellen und Studien zur Regionalgeschichte Niedersachsens Band 11.; <http://www.stadtarchaeologie-lueneburg.de/mag/gls-scherz01.htm>

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 32. Petroleumofen

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.0864

Der Ofen besteht aus schwarz-emaillierten Eisenblech und hat eine Höhe von 51 cm sowie einen Durchmesser von 26 cm und wiegt ca. 2,9 kg. In einen Behälter im Sockel des Ofens kann das Petroleum eingefüllt und der darin eingelegte Docht entzündet werden. Über ein Verstellrädchen wird die Größe der Flamme reguliert werden. Aufgrund seines geringen Gewichts ist der Ofen problemlos tragbar und somit in viele Situationen mitzunehmen.

Der Heizwert eines solchen Ofens ist eher gering, so dass er hauptsächlich als Reiseofen verwendet wurde, um Zelte und Wagen aufzuheizen. Es ist sehr gut möglich, dass die Schausteller der Vechtaer Stoppelmärkte im 19. Jahrhundert ihre Reisewagen mit solchen Öfen beheizt haben. Aber sie mussten auch Vorsicht walten lassen, denn eine der größten Gefahren bei der Benutzung war eine Vergiftung durch das geruchlose, aber gefährliche Kohlenmooxid

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 33. Moorstiefel

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.3279

Diese Moorstiefel aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren ein unverzichtbarer Ausrüstungsgegenstand für die Arbeit in Moor- oder Feuchtgebieten, wie sie für die Umgebung von Vechta typisch sind. Der Fußteil ist normaler Holzschuh, um dessen Öffnung ein Schaft aus Leder angenagelt ist, um das Eindringen von Wasser zu verhindern. Eine Schlaufe im Inneren des Stiefelschafts erleichterte das Anziehen der Stiefel.

Die Kolonialisierung des Moores war der Grundstein, auf dem große Teile der Landwirtschaft Südoldenburgs und dem Oldenburger Münsterland beruhen. Nur durch die mühselige Arbeit der ersten Moorsiedler konnte hier für die weitere Besiedlung nutzbare Fläche gewonnen werden. Die Torfindustrie Südoldenburgs hat heute weltweit Abnehmer, doch begann alles mit dem Torfstich von Hand im 17. und 18. Jahrhundert. Für die harte Arbeit wurden häufig „Heuerlinge“ eingesetzt. Heuerleute waren Landbewohner, die von einem Grundbesitzer Land zur Bewirtschaftung gestellt bekamen. Dafür mussten sie dann ihre „Heuer“ in Geld, Naturalien oder Diensten ableisten. Der abgebaute Torf wurde für vieles verwendet. Anfangs primär als Brennmaterial, aber auch als Einstreu für Ställe. Heute findet Torf vor allem als Zusatz in Pflanzenerden Anwendung, wird aber auch zur Körperpflege und Hygiene verwendet, zum Beispiel in Torfbädern, Torfpflaster oder auch Torfwindeln.

Literatur: Fahl-Dreger, Axel. Arbeit im Moor, in: Moor Zeiten. 3x Moor im Oldenburger Münsterland, Diepholz 2003.; Weber, Ralf. Das Heuerlingswesen im Oldenburger Münsterland im 19. Jahrhundert, Diepholz 2014.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 34. „Warta“-Seife

Sammlung Zeughaus Museum, Vechta  
Inventar Nr. 2009.2271

Hier handelt es sich um ein Stück Seife der Firma Warta, die aus der Seifenfabrik „Märkische Seifenindustrie“ in Witten stammt. Arthur Imhausen, der 1912 jene Firma übernahm, baute das Unternehmen aus und wurde zum führenden Seifenindustriellen. Jenes Stück stammt wohl aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und gehörte vermutlich einem Bürger aus Vechta. Es ist auch möglich, dass dieses Stück Seife einem Flüchtling oder Vertriebenen gehörte. Neben Lebensmitteln und Zigaretten, waren auch Hygieneprodukte wie Seife beliebte Schwarzmarkt-Produkte. Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg war eine Krisenzeit. Die größten Probleme waren der Wiederaufbau, die Versorgung mit Strom, Wasser, Gas und Lebensmitteln sowie die Verteilung der deutschen Flüchtlinge.

Die Verpackung der Seife, auf dem ein Kindergesicht ist, hat die Aufschrift „Warta Creme – Seife mit Hautnahrung“ und ist leicht beschädigt. Das Stück Seife ist gelblich verfärbt und wiegt 81 g. Damals kostete ein solches Stück Seife 25 Pfennig. Seife gab es schon bei den gallischen und germanischen Stämmen und im Orient. Neben Urin und Lauge aus Asche war Seife eines der wichtigsten Reinigungsprodukte. In der Zeit von Karl den Großen war Marseille das Zentrum für die Herstellung von Seife. Im Mittelalter war Seife ein Hygieneprodukt für Wohlhabende. Vor allem England wurde zu einem Zentrum der Seifenherstellung, was auch Patente aus dem 17. und 18. Jahrhundert verdeutlichen. Im 19. Jahrhundert wurde die Seifenherstellung so erweitert, dass Seife zum Massenprodukt avancierte. Heute gehört Seife zum Alltag und existiert in sehr vielen verschiedenen Arten und Formen.

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 35. Modell Trosswagen (1)

Sammlung Museum Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.1882

Dieses Modell ist eine spanische Rekonstruktion aus dem Jahr 1998 und stellt einen Trosswagen um 1630 dar. Der Wagen hat eine Länge von 30 cm, eine Höhe von 17 cm, eine Breite von 11 cm und ein Gewicht von etwas mehr als 400 g. Trosswagen, wie dieser hier, waren z.B. Teil der Logistik im Dreißigjährigen Krieg. Über solche Wagen wurden Güter, Munition, Ausrüstung und Menschen bewegt. Dieses Prinzip gab es schon in der Antike. Im Wandel der Zeit wurde die Logistik verfeinert, neue technische Errungenschaften wurden eingebunden. Im Dreißigjährigen Krieg, in dem Vechta z.B. erst von kaiserlichen Truppen und dann von den Schweden besetzt wurde, gehörten Trosswagen zum Stadtbild. Jedes Regiment besaß einen eigenen Tross, der von einem Trossführer befehligt wurde. Zu diesen gehörten neben den Versorgern des Heeres auch Händler, Handwerker und Familien.

In Vechta existiert heute noch die Geschichte der Hexe von Norddöllen. Sie geht auf die historische Person Heilweg Bestmann zurück. Ihr Mann war Soldat im Dreißigjährigen Krieg, weshalb sie als Heilerin und Hebamme im Tross mitzog. Da die Menschen zu der Zeit abergläubisch waren, entstand das Gerücht, dass sie eine Hexe sei. 1667, also lange nach dem Krieg, kam es zu einem Hexenprozess. Der Stadtherr von Vechta verurteilte sie zum Tode. Heilweg Bestmann wurde 1667 auf dem Platz der Zitadelle, die gerade gebaut wurde, verbrannt. Die Hexerei als Strafe wurde im Spätmittelalter von der Kirche formuliert. Ein bedeutender sozialer Hintergrund war, dass im 14. Jahrhundert die Gesellschaft durch Missernten und die Pest instabil wurde. Jene Instabilität resultierte in die Suche nach neuen Wegen zum Seelenheil oder zur Suche nach Sündenböcken. Der Übergang zur Hochphase der Hexenverfolgung wird einmal markiert durch die päpstliche Bulle „Summis desiderantes affectibus“ von 1484, in der die Inquisition zu strengen Maßnahmen gegen Hexen angewiesen wurde. Die zweite Markierung ist das Buch „Malleus mafficarum“ oder Hexenhammer von 1486, der eine Anleitung für Richter in Hexenprozessen darstellt. Jene Hexenverfolgung, die im 16. Jahrhundert ihre Hochphase hatte, ebte nach dem Dreißigjährigen Krieg ab und verschwand im 18. Jahrhundert letztlich.

Literatur: Pickering, David: Lexikon der Magie und Hexerei. Augsburg 1999. S. 12-15.; Tourist Information Nordkreis Vechta e.V. (Hg.): Die Hexe von Vechta. URL: <http://www.nordkreis-vechta.de/service-1/news-archiv/786-.html>. (6.08.2015).; Weydt, Günter: Grimmelshausen. In: Neue Deutsche Biographie. 1966. URL: <http://www.deutsche-biographie.de/sfz23805.html>. (6.08.2015)

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 35. Modell Trosswagen (2)

Sammlung Museum Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.1882

Zum Trosswagen passt auch das Leben des deutschen Schriftstellers Grimmelshausen. Dieser kam nach der Eroberung seiner Heimatstadt, als er noch Schüler war, in Berührung mit dem Dreißigjährigen Krieg. Sodann zog er ab 1635 im Tross kaiserlicher Truppen durch Norddeutschland. Auch den Raum Vechta durchzog er mit dem Tross und schrieb darüber in seinen Romanen „Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch“ (Figur Soldat) und „Trutz Simplex: Oder Ausführliche und wunderseltzame Lebensbeschreibung Der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche“ (Figur Frau, Prostituierte im Tross der Soldaten). So gesehen war der Tross nicht nur ein Fortbewegungsmittel, sondern auch die Lebenswelt vieler Menschen

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 36. Jagdhorn (1)

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Das Jagdhorn in dieser Form – ventillos, vollständig aus Metall und mit Lederumwicklung – existiert erst seit dem 16. Jahrhundert. Es wird seit dem 19. Jahrhundert bis heute auch Fürst-Pless-Horn genannt; Namenspatron ist Hans Heinrich XI. Fürst von Pless, Oberjägermeister der Kaiser Wilhelm I. und Wilhelm II., der wesentlich zur Verbreitung des Horns beitrug.

Der Vorgänger dieses Horns ist das Hifthorn, eine einfachere und kleinere Variante, die nicht aus Metall, sondern aus Rinderhorn hergestellt wurde. Es wurde seit dem Mittelalter als Jagdhorn verwendet. Der Name leitet sich von dem althochdeutschen Wort hiofantī – Wehklage – ab; die häufige, aber falsche Bezeichnung Hüfthorn rührt daher, dass das Horn mit der Hornfessel, einem Schulterriemen, über die Schulter getragen wurde.

Das Horn wird ohne Grifflöcher oder Ventile über das Mundstück an der Spitze angeblasen, die Tonhöhe hängt von der Länge des Horns, also der im Horn schwingenden Luftsäule, und der Stärke des Anblasens ab. Die konkreten Jagdsignale setzen sich dabei aus längeren und kürzeren Intervallen zusammen.

Jagdhörner dienen und dienen noch heute den Jägern zur Verständigung über größere Entfernungen und dort, wo kein Sichtkontakt mehr vorhanden ist; vor allem also im dichten Wald. Auch heute noch bleibt man in der Jagd dem Horn treu, zum einen aus Tradition, zum anderen aus praktischen Gründen: Trotz moderner Technik ist das Jagdhorn vom Mittelalter bis heute die sicherste Methode, um schnelle und für alle Beteiligten sofort verständliche Nachrichten zu übermitteln. So signalisiert man mit dem Horn etwa Beginn und Ende einer Jagd (Halali), gibt Jagderfolge an, ruft um Hilfe und gibt verirrtten Jägern Orientierung.

# 5 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 36. Jagdhorn (2)

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Das mittelalterliche Hifthorn und dessen Weiterentwicklung, das Fürst-Pless-Horn, wurden über die Jagd hinaus in vielen Bereichen des Lebens verwendet: Nachtwächter, Feuerwärter, Hirten, aber auch Postillione benutzten es, um ihre Signale zu blasen. Noch heute ist das stilisierte Jagd- bzw. Posthorn als Emblem und Wappen bekannt. In vornehmeren Kreisen existierten größere Hörner aus Elfenbein, sogenannte Olifanten, die, mehr zur Zierde als funktional, oft reich verziert und von hohem Wert waren.

Von solchen Prunkhörnern abgesehen, ist das Jagdhorn jedoch von seinen Anfängen bis heute, vom Mittelalter bis in die Moderne, ein praktisches, in der Jagd unverzichtbares Werkzeug, dessen Verwendung sich über die Jahrhunderte hinweg kaum verändert hat.

Im Museum im Zeughaus ist die Jagd für Vechta in mehrfacher Form im Mittelalter belegt: Im 1. OG durch die Knochenfunde von der Burg Vechta sowie durch das Siegel von Jutta v. Ravensberg, das die Gräfin mit Jagdfalken und Jagdhund darstellt.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 37. Mausefalle

**Ist die Katze aus dem Haus, tanzen die Mäuse auf dem Tisch!**

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2010.0334

Die Mausefalle, die 2010 dem Museum im Zeughaus geschenkt wurde, erscheint uns im ersten Moment ungewöhnlich. Sie gehört zu den vielen Variationen von Mausefallen, die im Laufe der Jahrtausende von Menschen entworfen wurden, um dem niedlichen Tierchen, das uns mit Knopfaugen anguckt und sich die Schnurhaare putzt, nicht selber den Garaus machen zu müssen. Doch nahezu egal was für raffinierte Fallen wir entwickeln, die Mäuse finden immer ihr Auskommen. Bei dieser Mausefalle handelt es sich um eine sogenannte Schwippgalgenfalle. Mit seinen Abmessungen von 9 x 4 x 19 cm (L x H x T) ist das Holzkistchen mit 4 Galgen an Spiralfedern, mit 4 runden Löchern für die Köder an der schmalen Vorderseite und von oben 4 Schlitze für die Galgenschlingen, für eine Maus überdimensioniert. Nein, hier können 4 Mäuse - eine kleine Mausefamilie – auf einmal hingerichtet werden.

Die Geschichte von Mensch und Maus ist ungefähr 8 000 Jahren eine gemeinsame Geschichte. Denn seit 8 000 Jahren wird Getreide von uns Menschen angebaut und gelagert, paradiesische Zustände für die Mäuse. Aber ebenso alt ist der Kampf gegen die kleinen Nager, die sich nicht nur allzu gerne an unseren Vorräten bedienen, sondern alles fressen, was der Mensch wegwirft.

Seit dem Mittelalter ist der Ausdruck „Mausefalle“ ein zu dokumentierender Begriff und ein Alltagsgegenstand, der in nahezu jedem Haushalt vorhanden ist. Aber auch schon vorher belegen Quellen, von steinzeitliche Höhlenzeichnungen über Erwähnungen in römischer Literatur, dass Menschen sich Konstruktionen ausdachten, um Mäusepopulationen einzudämmen. Es geht hierbei nicht nur um das Ausschalten eines lästigen Nahrungskonkurrenten, ein viel größeres Problem sind die durch die Mäuse verbreiteten und übertragenden Krankheiten.

Literatur: Klein, Wolfhard: Mausetod! Die Kulturgeschichte der Mausefalle, Verlag Philipp von Zabern, 2011.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 38. Daguerreotypie

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Der kleine unscheinbare, aufklappbare Holzkasten, der im Jahr 2009 in den Besitz des Museums kam, hat eine Abmessung von 28 x 31 x 10 cm (L x H x T). Die Rückseite ist aufklappbar und ist die Standfläche, wenn der im Inneren befindliche Blasebalg ausgezogen wird. Dieser ist zwischen zwei Holzplatten gespannt. An der Hinteren lässt sich eine Trägerplatte einlegen, an der vorderen eine Platte mit Linse bzw. Okular. Das Okular fehlt.

Wir stehen vor einer der großen Erfindungen des 19. Jahrhunderts: eine Plattenkamera. Mit ihr konnten Daten, genauer Bilddaten auf eine Trägerplatte projiziert werden konnten. Als offizielles Geburtsjahr der Fotografie gilt 1839 mit der öffentlichen Präsentation der Daguerreotypie.

Die gemalte Miniatur war bis ins 19. Jahrhundert die einzige Möglichkeit, das Konterfei der Liebsten mit auf Reisen zu nehmen. Mit der Daguerreotypie hatte sich auch für Vechta eine neue Welt aufgetan. Thematisch wurde das Repertoire durch Motive wie der Familie, dem Hof mit Tieren und all seinen Gerätschaften, der Kompanie oder sonstigen gesellschaftlichen Gruppierungen erweitert. Wie in einem Gemälde wurden die Beteiligten und Dinge drapiert und arrangiert und mussten dann bis zu 15 Minuten still stehen. Das konnte bisweilen einiges an Geduld erfordern.

Louis Daguerre entwickelte in den Jahren 1835-1839 das Fotografie-Verfahren, das auf der Lichtempfindlichkeit von Silberhalogeniden basiert. Versilberte Kupferplatten wurden poliert und durch Einwirkung von Jod-, später Brom- oder Chlordampf lichtempfindlich gemacht. Um ein Objekt, eine Person aufzunehmen und die Platte zu belichten, setzte man die Platte dem durch eine Linse einfallenden Licht aus. Das entstandene Silberhalogenid reduzierte durch lang einfallendes Licht zu metallischem Silber. Anschließend wurde mit Hilfe von Quecksilberdämpfen das Bild entwickelt. Danach musste die Daguerreotypie noch fixiert werden. Dazu benutzte man anfangs eine Meersalz-, später eine Hyposulfit oder Zyankalilösung. Zwar war das Bild jetzt lichtbeständig, jedoch extrem berührungsempfindlich.

Literatur: <http://de.wikipedia.org/wiki/Daguerreotypie>; <http://gutenberg.spiegel.de/buch/ehre-dem-fotografen-4124/1>; <http://www.mdr.de/wissen/geschichte-fotografie100.html>

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 39. Fahrradlampe

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Die Fahrradlampe stammt aus Anfang des 20. Jahrhunderts. Das Gehäuse ist aus Aluminium und die Glaslinse vorne am Gehäuse bündelt die Strahlen der Lichtquelle und projiziert das Licht nach vorne. Als Leuchtmittel dient in diesem Fahrradlampentyp Calciumcarbid, das seit 1892 industriell in großen Mengen projiziert werden konnte. Aus einem Behälter im oberen Teil der Lampe tropft Wasser auf das Calciumcarbid und durch eine chemische Reaktion entsteht Acetylgas. Dieses hochentzündliche Gas wird über ein Röhrchen zu einem Brenner im Lampenkopf geführt und dort entzündet.

Solche Carbid-Fahrradlampen wurden sicherlich auch in der Fahrradfabrik „Pulcherrima“ von G. Rolfes in Oythe bei Vechta verwendet. Die Fabrik von Rolfes entwickelte sich um 1900 aus den kleinsten Anfängen. Die dort produzierten Fahrräder wurden in der lokalen Tagespresse als „fast unverwüstlich“ angepriesen. Ab dem Jahr 1926 wurden in Rolfes Fabrik auch die „Pulcherrima-Motorräder“ hergestellt, die mit ihren zwei PS ohne Steuer-oder Führerschein gefahren werden durften.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 40. Radio (Volksempfänger) (1)

Sammlung Museum Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.2339

Dieses Radio ist ein technischer Vorläufer des Ausstellungsstück Nr. 10. Es handelt sich hier um ein Gerät der Firma Siemens, das in den späten 1930er Jahren produziert wurde. Weil über solche Radios die NS-Propaganda quasi in jeden Haushalt in Vechta gebracht wurde, nannte man solche Geräte auch „Volksempfänger“ oder „Goebbelschnauze“. Das Bakelitgehäuse hat eine Länge von 24 cm, eine Höhe von 24 cm, eine Breite von 12 cm und ein Gewicht von 1,494 Kilo. An der quadratischen Frontseite befindet sich eine Senderwählscheibe und zwei Drehköpfe. Das Schallloch, aus dem der Ton kam, ist mit Stoff bespannt und hat einen Durchmesser von 14 cm. Bedeutsam ist, dass mit jenen Geräten die NS-Ideen und deren Darstellung viele Menschen erreichen konnten und solche Geräte für viele Leute mit einem Preis von ca. 87 Reichsmark erschwinglich waren. Solche Radios waren die ersten technischen Massenmedien – (1941 in 65 % der deutschen Haushalte). Auch in Vechta war die NS-Propaganda durch solche Geräte präsent. Ein besonderes Phänomen der NS-Zeit war der sogenannte Kreuzkampf im Raum Oldenburg. Jenes Ereignis spielte sich im November 1936 ab. Es begann mit der amtlichen Verfügung des Oldenburgischen Ministers der Kirchen und Schulen vom 4. November. In der Verfügung ordnete Julius Pauly an, dass religiöse Zeichen in amtlichen bzw. öffentlichen Einrichtungen untersagt sein sollten. Jene Verordnung trat einen Sturm los, der zum Widerstand gegen die NS-Politik avancierte. Die katholischen Priester prangerten die NS-Politik gegen den christlichen Glauben als Neu-Heidentum an und fanden viel Zuspruch. Nachdem viele Verweigerungen, kirchliche Aktionen zum Schutz des Kreuzes, Berichte von Versammlungen oder Petitionen gegen den Erlass zusammen kamen, kippte die Stimmung. Am 26. November 1936 erklärte der Gauleiter des Gaus Weser-Ems die Verfügung für ungültig. Die NS-Propaganda versuchte nun diesen Vorfall herunter zuspielden, so dass die Bewertung des Novembers 1936 verschiedene Versionen erhielt. Auch weiterhin blieb die Frage nach christlichen Zeichen in staatlichen Einrichtungen ein heikles Thema.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 40. Radio (Volksempfänger) (2)

Sammlung Museum Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.2339

Der Rundfunk als technischen Medium entstand in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hintergrund war die Entdeckung und Nachweisung von elektromagnetischen Wellen, über die sich Stimmen verbreiten lassen. Im späten 19. Jahrhundert entwickelten sich aus der Übertragung von Signalen die Telegraphie und aus der Übertragung von Stimmen das Telefon. Im Ersten Weltkrieg waren Telegraphie und Funk wichtige Kommunikationsmittel. In den USA entwickelte man diese Grundlagen weiter, indem man nun Musik und Sprechbeiträge übertragen wollte. 1920 entstanden daraus die ersten Rundfunkstationen in den USA. Nachdem die Erfindung in Europa ankam, entschied sich die deutsche Reichspost ab 1922 zum Aufbau eines flächendeckenden Radioprogramms. Im Zuge der Verstaatlichung des Rundfunks wurde er nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten zum wichtigsten Massenmedium der NS-Propaganda. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der deutsche Rundfunk durch die westlichen Besatzungsmächte dezentralisiert und die Rundfunkstationen zu Einrichtungen des öffentlichen Recht gemacht.

In 1960ern Jahren wurde das Fernsehen zum Leitmedium. Heute spielt das Fernsehen weiterhin eine dominante Rolle, doch die öffentliche Nutzung des Internets hat ein neues Massenmedium entstehen lassen, das sowohl Fernsehen wie auch Radio überflügelt.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 41. Pflanzstecken

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Ein Stiel, eine runde Scheibe und 6 gleichmäßig daran angebrachte runde Zapfen – wozu braucht man das?

Dieser überdimensionierte Stempel ist ein Pflanzstecken, wie er zum Anbau von Gemüse genutzt wurde. Die Zapfen wurden in den vorbereiteten Boden gedrückt, und in die gleichmäßig entstandenen Vertiefungen wurden die Samen gesät bzw. Pflanzen gesetzt. So wird für die Keimlinge ein optimaler Abstand eingehalten und sie können sich gleichmäßig entwickeln. Der lange Schaft erleichterte die Arbeit.

Verwendung fand diese Art von Gartengerät nicht nur bei Bauern in ihren Hausgärten, sondern auch in den Städten. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts war es durchaus üblich, dass auch in Städten wie Vechta Nutzgärten zur Selbstversorgung angelegt wurden. Diese wurden diese aufgrund technischer Neuerungen wie Kühlschränken und dem vermehrten Aufkommen von Supermärkten immer weniger. Die ehemaligen Gemüsebeete hinter den Häusern wurden meist in Zierbeete und Rasenflächen umgewandelt oder verschwanden durch den vermehrten Bedarf an Bauplätzen komplett aus dem Innenstadtbereich.

Literatur: Ernährung im Wandel der Zeit, Kreismuseum Syke, Syke 2008.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 42. Tonpfeife (1)

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Das Leben eines Soldaten auf der Zitadelle Vechta war hart. Neben dem täglichen Exerzieren und der oft angespannten Stimmung auf dem Militärstützpunkt waren Pausen ein wertvolles Gut; und diese Pausen wurden, das belegen die Funde, mit Vorliebe zum Tabakrauchen genutzt.

In Vechta und der Region ist Tabak seit Beginn des 18. Jahrhunderts ein beliebtes Genussmittel, in Deutschland generell bereits seit dem 17. Jahrhundert. Mit der Entdeckung der Neuen Welt fanden vielerlei fremdartige Gegenstände und Gepflogenheiten Eingang nach Europa, darunter auch das Pfeife rauchen. Zunächst eroberte dieses neue Freizeitvergnügen England, breitete sich von dort nach Frankreich und in die Niederlande aus. Als mit dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges Söldner aus den umliegenden Ländern nach Deutschland kamen, brachten sie ihre Gewohnheit des Tabakrauchens mit.

Die deutsche Bevölkerung übernahm die Sitte schnell; zum einen aus Neugier, zum anderen, weil ihnen der Tabak bereits als Heilpflanze bekannt war: Der französische Diplomat Jean Nicot hatte um 1600 Tabak zur Heilung gegen diverse Krankheiten etabliert. Später benannte man den Wirkstoff, den man aus der Tabakpflanze isolieren konnte, nach dem Franzosen – Nikotin. Als mit dem Krieg die Pest nach Deutschland kam, erinnerte man sich an die heilende Wirkung des Tabaks, und in der Hoffnung, dem Schwarzen Tod so vorzubeugen, begannen auch anfängliche Zweifler mit dem Tabakkonsum.

Um einen derartigen Massenkonsum zu gewährleisten, wurde ein kostengünstiger, leicht zu verarbeitender Rohstoff benötigt. Man fand ihn im Ton. Die ersten Tonpfeifen wurden aus Holland importiert, doch ab dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts wurden auch in Deutschland Pfeifen hergestellt; heute sind über die Zeit etwa 250 Produktionsstandorte in Deutschland bekannt. Aufgrund des derart hohen Wettbewerbs war die Pfeifenbäckerei häufig ein Armutsgewerbe. Auch die Arbeiter, die den Ton abbauten, führten ein hartes Leben in Kälte, großer körperlicher Anstrengung und Krankheit.

Literatur: Joachim Acker: Die Tonpfeifen. Eine kleine Betrachtung über einen zerbrechlichen Gegenstand.; <http://www.pfeifetabak.de/Artikel/Pfeifenkunde/Tonpfeifen/Teil3/tonpfeifen3.html>; <http://www.industriemuseum-lohne.de/>; <http://www.pfeife-rauchen.com/geschichtliches-zu-tabak-und-pfeife.html>; Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: Satyrischer Pilgram (1666); <http://diglib.hab.de/wdb.php?dir=drucke/lo-2305>

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 42. Tonpfeife (2)

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Die Herstellung einer Tonpfeife erfolgt in mehreren Schritten: Bevor der Ton verarbeitet werden kann, wird er mit Wasser zu einer knetbaren Masse vermischt. Dann wird er von Hand gerollt und so der Stiel geformt; um den Hohlraum zu erzeugen, wird dieser mit Draht oder mit einem Strohalm durchbohrt, der beim Brennen schmilzt. Der Pfeifenkopf wird in eine Form gepresst, die fertig geformte Pfeife wird geglättet, gegebenenfalls glasiert und anschließend gebrannt. Um die Herkunft ihrer Produkte zu kennzeichnen und vermutlich damit werben oder sich vor Plagiaten schützen zu können, versetzte außerdem jeder Pfeifenbäcker seine Produkte mit einem Herstellerstempel. Dieser macht es uns heute möglich, die Wege nachzuvollziehen, die die Pfeifen und ihre Besitzer zurückgelegt haben.

Eine Hochburg der Pfeifenherstellung war der Westerwald. Weiter nördlich fand vor allem in Südniedersachsen, in der Region um Göttingen, ein starker Absatz statt. In Niedersachsen importierten größere Städte ihre Pfeifen meist noch aus den Niederlanden, während ländlichere Regionen von einheimischen Herstellern versorgt wurden. Auch die Vechtaer Pfeifen stammen aus einer lokalen Produktion.

Die Produktion der Tonpfeifen ging zurück und die meisten Pfeifenbäcker brauchten ein, als Mitte des 19. Jahrhunderts die Zigarre, später dann die Zigarette in Mode kam. Auch die Region Vechta hat diese Veränderung mit der Eröffnung der Lohner Zigarrenfabrik 1854 mitgemacht.

Im 17. Jahrhundert ist die Tabakpfeife jedoch noch allgegenwärtig. Besonders im Soldatentum wird man sich im Zeichen der Kameradschaft und als notwendige Beruhigung von den Strapazen des Krieges gern und häufig in kleiner Runde eine „Raucherpause“ gegönnt haben. Diese Beobachtung muss auch Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, Schriftsteller des 17. Jahrhunderts und Autor des *Simplicissimus Teutsch*, gemacht haben, wenn er seinen Romanhelden im berühmten Zitat urteilen lässt: „Teils saufen sie den Tabak, andere fressen ihn, und von etlichen wird er geschnupft, also dass mich wundert, warum ich keinen gefunden, der ihn auch in die Ohren steckt.“ (aus: satyrischer Pilgram)

Grimmelshausen ist als Soldat im Dreißigjährigen Krieg durch Vechta gekommen. Möglicherweise waren es ja die tabakrauchenden Soldaten hier, die ihn zu dieser Bemerkung inspiriert haben.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 43. Trebuchet (1)

**Mittelalterliches Kriegsgerät als Herausforderung für moderne Simulationsverfahren**

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Modell im Maßstab 1:10 und Computersimulation

Modell: Prof. Dr.-Ing. Carsten Bye, Zentrum für Werkstoffe und Technik (ZWT), Diepholz

Computergestützte Simulation: Christin Stäck und Keno Wilken, Studenten der PHWT Vechta/Diepholz

Die Studenten von Prof. Dr. Peter Junglas bildeten in einer Mehrkörpersimulation den realen Trebuchet-Nachbau des Museums physikalisch und geometrisch digital ab. Mithilfe der Computersimulation war es möglich, den mathematisch komplexen Funktionszusammenhang nachzubilden. Programmierbare Einflüsse wie Reibung, Dämpfung und Luftwiderstand tragen dazu bei, realistische Ergebnisse zu generieren. Somit können Vorhersagen über die reale Wurfweite verschiedener Parameterkonstellationen getroffen werden.

Die Videosequenz stellt zudem den simulierten Bewegungsablauf dar. In dem kurzen Film werden Bewegungen, Flugbahnen und Abhängigkeiten von Wurfparametern visuell dargestellt, die zuvor nur bei wenigen Vorführungen demonstriert werden konnten.

„Im Mittelalter wird der Kampf nicht auf dem Schlachtfeld gewonnen, sondern es wird um feste Plätze - Burgen und Städte - gekämpft und dort auch der entscheidend.“ (Volker Schmidtchen, 1982).

Das doppelte Grabensystem der Burganlage Vechta weist auf eine reale Bedrohung für Vechta durch Wurfmaschinen hin. Regional lässt sich der Gebrauch eines Trebuchets bei der Belagerung der Burg Dansee bei Buxtehude im 14. Jahrhundert über die gefundenen Geschoße belegen. In Wolfram von Eschenbachs Willehalm um 1200 wurde im Zusammenhang mit anderen Belagerungsmaschinen das erste Mal ein Trebuchet erwähnt. Der erste Einsatz erfolgte nach Auskunft der „Marbacher Annalen“ durch Kaiser Otto IV. bei der Belagerung der Stadt und Burg Weißensee in Thüringen im Jahr 1212. Originale Beispiele sind aufgrund des vergänglichen Materials Holz nicht mehr erhalten.

Literatur: Feuerle, Mark: Blide – Mange – Trebuchet. Technik, Entwicklung und Wirkung des Wurfgeschützes im Mittelalter. Eine Studie zur mittelalterlichen Innovationsgeschichte. Diepholz, Stuttgart, Berlin 2005.; Alsdorf, Dietrich: Mit Steinen gegen einen Rebellen, in: Archäologische Kommission für Niedersachsen e.V. : Archäologie in Niedersachsen 2009, Oldenburg 2009; Museum im Zeughaus, Vechta

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 43. Trebuchet (2)

**Mittelalterliches Kriegsgerät als Herausforderung für moderne Simulationsverfahren**

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Die für das Mittelalter um 1200 n.Chr. revolutionäre, neuartige Waffe, um Städte und Burgen zu belagern, war ein Hebelwurfgeschütz, mit dem große Felsbrocken auf den Feind geworfen werden konnten. Wahrscheinlich handelt es sich um eine byzantinische Entwicklung, die von Kreuzfahrern und Arabern übernommen wurde. Beim Trebuchet wurde über die Schwungkraft des Hebelarmes und des Gegengewichts das Geschoss auf die feindliche Burg geworfen. Die Weite, Höhe und Schlagkraft des Wurfs wurden durch die Länge des Hebelarmes, das Gegengewicht und das Geschossgewicht bestimmt. Die klar zu fixierenden Parameter ermöglichten eine präzise Funktionsweise.

Geschosse waren nicht nur Steinkugeln, wie in Dansee gefunden. Auch andere Gegenstände wie z.B. Bienenkörbe, Feuerbälle, Gefangene, Kadaver oder Pestleichen wurden in die feindlichen Festungen geschleudert, um den Gegner einzuschüchtern, die Nahrungsvorräte belagerter Städte zu verunreinigen oder die Belagerten mit Krankheiten zu infizieren.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 44. Bierflasche

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2013.0023  
Schenkung von K. Rittweger

Diese 0,5 l Flasche aus grünem Glas stammt aus dem Sortiment der Dampf-Bierbrauerei H. Hermanns aus Vechta. Der Korkenrest im Flaschenbauch zeigt, dass damals die Bierflaschen noch mit Korken verschlossen wurden. Bierflaschen der Brauerei Hermanns sind inzwischen ein heimatgeschichtlicher Kleinschatz, denn sie stehen mit dem Glasemblem des Vechtaer Stadtwappens sinnbildlich für einen Teil der Vechtaer Lokalgeschichte.

Lange Zeit war mit dem Vechtaer Bier „kein Blumentopf zu gewinnen“ und das Bremer Konkurrenzprodukt war wesentlich beliebter. Als um 1850 das „Lagerbier“ aufkam, belebte dies auch wieder das Brauereiwesen in Vechta. Unter anderem profitierte von diesem Umstand der aus dem niederrheinischen stammende Heinrich Hermanns, der 1870 nach Vechta kam, um seinen Onkel Everhard Schaeven in der Führung der Brauerei zu unterstützen. Heinrich Hermann war ein Mann mit einem guten Geschäftssinn, und unter seiner Leitung entwickelte sich die Brauerei zu einem der führenden Unternehmen im Oldenburger Münsterland. Das Wachstum des Unternehmens war so groß, dass sogar Niederlassungen in Delmenhorst, Twistringen, Cloppenburg und Oldenburg eingerichtet wurden. Im Jahr 1897 produzierte die Brauerei mit 20 Mitarbeitern rund 800 000 Liter Bier.

Der Bierbrauer Hermanns war aber nicht nur ein erfolgreicher Unternehmer, er war auch dem technischen Fortschritt gegenüber sehr aufgeschlossen. Er besaß das erste private Telefon Vechtas, welches die Rufnummer „1“ hatte. In vorrausschauender Weitsicht führte er in seinem Betrieb elektrische Beleuchtungen ein. Die Energie zur Beleuchtung erzeugte er mit einer eigens dafür angeschafften Dampfmaschine. Diese war groß genug, den Brauereibetrieb mitzuversorgen und den Strom für die Straßenbeleuchtung der Stadt Vechta und die Hausbeleuchtung der Bürger zu liefern.

Literatur: Hellbernd, Franz. Heinrich Hermanns, in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta (Bd. III,2), Vechta 1981.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 45. Harnischhaube (1)

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Diese frühneuzeitliche Haube gehört zu einem Harnisch, namens „Dreiviertelharnisch“ oder „Trabharnisch“. Der ganze Harnisch besteht aus verschiedenen Metallplatten, so genannten „Schüben“, die mit Nieten und Lederstreifen verbunden sind. Der zweiteilige Kragen schützt den Halsbereich. Der Oberarm wird durch fünf übereinander geschobene Platten geschützt. Der Oberkörper wird durch eine Brustplatte und eine Rückenplatte geschützt. Der Hüftbereich und die Vorderseite der Oberschenkel werden durch sechs übereinander gelegte Platten geschützt. Auf dem Kopf trug die Person diese große gefütterte Sturmhaube mit Kamm und Wangenklappe.

Diese Harnischgattung entstand aus den spätmittelalterlichen Plattenharnischen und stellte einen Ausgleich zwischen Schutz und Beweglichkeit dar. Durch die einzelnen Metallplatten am Hals, den Armen und Beinen konnte der Kämpfer sich gut bewegen und war dennoch gut gegen Schlaghiebe geschützt. In Abhängigkeit von der Entfernung zum Schützen bot der Harnisch auch einen relativen Schutz vor Gewehrkugeln.

Solche Harnische waren teuer, weswegen sie normalerweise im Besitz der Familie blieben oder wertvolle Kriegsbeute und lukrative Handelsware waren. So ist es gut möglich, dass ein solcher Harnisch bis zum Ende des 17. Jahrhundert oder auch bis ins 18. Jahrhundert hinein im Einsatz war und später Prunkstück einer Sammlung wurde. Möglicherweise war der Träger des Harnischs Söldner im Dreißigjährigen Krieg, obwohl keine großen Kampfbeschädigungen zu sehen sind. Zu dieser Art Reiterharnisch gehört ein Träger im Rang eines Offiziers.

Literatur: Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Seebold, Elmar. 24. Auflage. Berlin 2002. S. 393.; Ortenburg, Georg: Waffen der Landsknechte. 1500-1650. Bonn 1984. S. 26-36.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 45. Harnischhaube (2)

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Mit der steigenden Effektivität der Schusswaffen wurden solche aufwendigen Harnische überflüssig. Im Dreißigjährigen Krieg wurden solche Harnische von der Kavallerie benutzt, die zur Aufklärung, Nachschubsicherung oder für Überraschungsangriffe eingesetzt wurde. Die Kavalleristen waren entweder mit Feuerwaffen oder mit Lanzen ausgerüstet. Jeder Kavallerist trug in der Regel einen Degen. Auch wurden solche Harnische in veränderter Form von Fußtruppen getragen – so z.B. von Pikenieren, die auf den Schlachtfeldern des Dreißigjährigen Krieges die Schützen mit ihren langen Lanzen oder Piken vor Kavallerie und anderen Nahkämpfen absicherten.

Der Harnisch als im Volksmund häufig fälschlicherweise als „Rüstung“ bezeichnet, entstand im 12. Jahrhundert aus dem altfranzösischen Wort „harnais“. Der Begriff „Rüstung“ meint jedoch die komplette Ausrüstung eines Kämpfers, während man unter „Harnisch“ nur die Körperpanzerung versteht.

Dass solche Harnische bei Kampfhandlungen vor und während des Dreißigjährigen Kriegs um die Burg Vechta eingesetzt wurden, wird durch vergleichbare Harnischteile belegt, die bei der Ausgrabung 2010 zur Burg Vechta gefunden wurden.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 46. Gedichte - Ludwig Averdam

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Das ausgestellte Buch enthält eine Auswahl von Gedichten des Vechtaer Priesters Ludwig Averdam (Bild links). Es wurde 1934 im Auftrag des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland herausgegeben.

Die Gedichte behandeln vor allem religiöse Themen. Ludwig Averdam wurde am 27.04.1858 in Stukenborg bei Vechta geboren. In Stukenborg verbrachte er seine Jugend und seine Schulzeit. Er besuchte nach der Volksschule das Gymnasium in Vechta. 1879 reiste er nach Rom und studierte dort sechs Jahre Theologie. Vor seiner Promotion 1885 wurde er 1884 zum Priester geweiht. Bevor er 1911 nach Vechta kam, war er in verschiedenen Städten im Oldenburger Land Vikar, Missionskaplan und Lehrer. 1911 wurde er zum Pfarrer in Vechta berufen. 1920 wurde er Dechant des Dekanats Vechta und 1926 Ehrendomherr im Dom zu Münster. Von 1920 bis 1934 war er Redaktionsleiter der Heimatblätter Oythe. In der NS-Zeit hegte er zunächst keine Kritik am NS-Regime. 1936 fiel er aber den NS-Funktionären auf, weil er in seiner Predigt die NS-Jugendverbände kritisierte. Trotz der Konflikte mit den örtlichen NS-Funktionären, blieb er von Repression weitgehend verschont. Am 25.02.1946 starb Averdam in Oythe. Dieses Buch mit seinen Gedichten wurde mehrfach nach 1934 aufgelegt, was für seine Beliebtheit spricht. 1986 wurde ihm ein Denkmal in Oythe gewidmet. Die Skulptur mit dem Namen „Dei Müse van Aite“ geht auf ein Gedicht von Averdam zurück und stellt ihn mit seiner Haushälterin und den Mäusen aus dem Gedicht dar.

Literatur: Nordkreis Vechta (Hg.): Sehenswert. Vechta. Dei Müse van Aite. URL: <http://www.nordkreis-vechta.de/sehenswuerdigkeiten->

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 47. Zinkeimer

**Eine Erfindung, so unentbehrlich wie das Rad**

Sammlung des Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2012.0101

Der 10 l Zinkeimer kommt aus dem Bestand der JVA Frauen, Vechta. Er gehörte bis 2012 in den Bereich der Gefängnisküche. Er und seine Brüder wurden abgelöst von den weitaus praktischeren weil leichteren und hygienischeren Plastikeimern. Im Bereich der Gefängnisküche wurde dieser Eimer sicherlich benutzt, um den Boden aufzuwischen. Es ist aber genauso vorstellbar, dass in ihm Kartoffeln transportiert und gewaschen wurden oder er sonstige Verwendung fand.

Zinkeimer waren natürlich auch in anderen Bereichen der JVA im Einsatz: Bei der Schweine- und Rinderhaltung oder in einer der vielen Werkstätten wie der Schlosserei.

Die Hauptnutzung des Eimers, auch schon in der Antike, war der Wassertransport. Mit Einführung der Wasserleitung und dem Verschwinden der Brunnen rückte diese Aufgabe in den Hintergrund. Seine Rolle als Löscheimer, wie Friedrich Schiller in „Die Glocke“ dichtet, „...Durch der Hände lange Kette; um die Wette fliegt der Eimer, hoch im Bogen; sprützen Quellen, Wasser wogen...“ hat er verloren. Melkeimer gibt es nur noch sehr selten. Heute dient er meist Verpackungs- und Transportzwecken sowie als Putzeimer. So sehr sich sein Verwendungszweck und seine Funktion im Laufe der Zeit verändert haben, er ist aus keinem Haushalt wegzudenken und - seine Form ist über viele Jahrhunderte gleich geblieben.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 48. Drucksatz (1)

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2012.0199  
Schenkung der Familie Hellbernd aus Vechta

Dieser metallene Drucksatz wiegt 3,9 kg und wurde als Kopf für das Titelblatt der Oldenburgischen Volkszeitung verwendet. Der Drucksatz wurde F. Hellbernd von der Oldenburgischen Volkszeitung zum Zeitpunkt der Umstellung auf digitale Druckverfahren geschenkt. Der Text in Wittenberger Fraktur lautet:

Oldenburgische Volkszeitung  
vereinigt mit dem Anzeiger für das Amt Friesoythe  
Vechtaer Zeitung (Wappen) Dammer Nachrichten  
überparteiliche christliche Tageszeitung

Mit der Erfindung des Buchdrucks brach Johann Gutenberg Mitte des 15. Jahrhunderts eine neue Zeit an. Schriften, die bislang mühsam abgeschrieben werden mussten, konnten nun schnell und einfach (im Vergleich zur handschriftlichen Kopie) vervielfältigt werden. So hätten sich auch die Thesen Luthers, nie so schnell verbreiten können, wenn kurz zuvor nicht der Buchdruck erfunden worden wäre. Durch das vermehrte Vorhandensein von Büchern und Schriften in der Gesellschaft, stieg die Lese- und Schreibfähigkeit in der Bevölkerung, erste Schritte auf dem Weg zu der Informationsgesellschaft, die wir heute haben. Für die Verbreitung von Nachrichten sind Zeitungen das immer noch unentbehrlich, auch wenn durch die Entwicklung neuer Informationskanäle wie Radio, Fernsehen und insbesondere das Internet sich ihre Bedeutung sich verringert.

Die „Oldenburgische Volkszeitung“ ist zur Zeit im Oldenburgischen Münsterland die führende Tageszeitung. Die Geschichte des Blattes ist durch zahlreiche Verbindungen mit Familien Süldenburgs gleichzeitig ein Stück deren Familiengeschichte und somit Heimatgeschichte der Region.

Literatur: Wegmann, Hermann. 150 Jahre Oldenburgische Volkszeitung, Vechta 1984.; <http://www.ov-online.de/ueber-uns> (13.08.2015).; Feldhaus, F.M.: Die Technik. Ein Lexikon. München 1970. Sp. 158-168.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 48. Drucksatz (2)

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2012.0199  
Schenkung der Familie Hellbernd aus Vechta

Im Jahr 1834 gründete der Buchdrucker Carl Hermann Fauvel in Vechta das „Sonntagsblatt“. In dessen Druckerei konnten in Handarbeit auf einer hölzernen Druckpresse etwa 200 Seiten pro Stunde gedruckt werden, kein Vergleich zu den heutigen Druckpressen, die den gesamten Fertigungsvorgang bis zur Bündelung voll automatisch durchführen. Das Sonntagsblatt war das erste regelmäßig erscheinende Blatt im Oldenburger Münsterland. Fauvels Sohn Enno verkaufte die Druckerei 1896 an die „Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH“ übrigens ein Jahr nach dem ersten Erscheinen der OV. Die erste Ausgabe der Oldenburgischen Volkszeitung erschien am 01.01.1985. In ihrem nun 181jährigen Bestehen hat die OV viele Veränderungen miterlebt, sogar ein viertägiges Verbot im Jahr 1932, unter anderem aufgrund ihrer oppositionellen Haltung gegenüber dem erstarkenden Nationalsozialismus. Und mit den Jahren erhöhte sich die Auflage des Blattes immer mehr. Sie ist heute die führende Tageszeitung im Oldenburger Münsterland.

Der ausgestellte Drucksatz steht aber nicht nur für die Oldenburgische Volkszeitung. Er zeigt auch den Wandel in der technischen Entwicklung des Druckes, von Gutenbergs beweglichen Lettern bis hin zu den modernen Pressen. Die Umstellung auf digitale Druckverfahren änderte vieles, so zum Beispiel auch, dass immer mehr Frauen in der „Männerdomäne“ der Zeitungsarbeit Fuß fassen konnten. Aber neben solch positiven Auswirkungen bedeutete dies aber auch, dass die Kunst der Herstellung der, teilweise sehr filigranen und kunstvoll gestalteten, Lettern verschwand, ebenso wie der Beruf der Hand-und Maschinensetzer.

Literatur: Wegmann, Hermann. 150 Jahre Oldenburgische Volkszeitung, Vechta 1984.; <http://www.ov-online.de/ueber-uns> (13.08.2015).; Feldhaus, F.M.: Die Technik. Ein Lexikon. München 1970. Sp. 158-168.

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 49. Staubsauger

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta  
Inventar Nr. 2009.1466  
Schenkung der Familie Rother aus Diepholz

Dieser Staubsauger der Marke Quellux wurde 1950 in Fürth (Bayern) hergestellt. Der Korpus ist 55cm lang, hat einen Durchmesser von 16 cm und wiegt 5,2 kg. Die Marke Quellux war bis 1964 die Handelsmarke der Firma Quelle, danach wurde als Handelsmarke die Marke Privileg eingetragen. Dieser Staubsauger aus den 50er Jahren zeigt, dass das „Wirtschaftswunder“ auch in Vechta zu spüren war. Man konnte sich nun auch exquisitere Haushaltsgeräte leisten. Bis zur Schließung des Konzerns 2010 gab es auch eine Quelle-Filiale in der Stadt, zuletzt in der Großen Straße 23.

Der Staubsauger ist heute ein so selbstverständliches Haushaltsgerät, dass man es sich kaum vorstellen kann, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts Staubsaugen ein exklusives Partyvergnügen war, ausschließlich für Männer! Nach der Markteinführung des ersten Staubsaugers des „Modell 0“ der Firma Hoover setzten sich die neuen Haushaltshelfer durch neue Technik und günstige Preise schnell auf dem US-Markt durch. In den 1930er kam der Staubsauger nach Deutschland. Häufig wurden die Geräte von Vertretern verkauft. „Quelle“ war das Unternehmen, das als erstes Geräte über den Versandhandel in die deutschen Haushalte brachte.

Heute ist das Angebot von Staubsaugern auf für damalige Vorstellungen bestimmt unvorstellbare Ausmaße gewachsen. Es werden Jahr für Jahr die in Form, Farbe und Leistung unterschiedlichsten Staubsauger angeboten, die immer schöner, sauberer, schneller und leiser saugen – so lautet zumindest das Werbeversprechen. Auch beutellose Staubsauger gehören inzwischen zum Standard. Und selbst spezielle anti-bakterielle Staubsauger, bei denen eine UV-Lampe Bazillen zerstört, sind unter den Angeboten zu finden.

Literatur: <http://www.wissen.de/eine-kleine-geschichte-des-staubsaugers>  
(12.08.2015)

# 50 Exponate

Wer weiß, was das ist?

## 50. Schandmaske

Sammlung Museum im Zeughaus, Vechta

Die Schandmaske gehörte im Spätmittelalter (ab dem 15./16. Jhdt.) zu den sogenannten Ehrenstrafen.

Der Verurteilte musste die entsprechende Maske eine oder mehrere Stunden lang tragen, sodass jeder sehen konnte, was er verbrochen hatte:

Jede Schandmaske hatte einen entsprechenden Symbolgehalt, der preisgab, weshalb der Verbrecher bestraft wurden. Sie machte das Vergehen des Trägers für den Zuschauer somit deutlich erkennbar. Die Ähnlichkeit mit Tierköpfen wurde bewusst gewählt – z.B. Eselskopf für Dummheit.

So standen, wie z.B. bei unserer Maske, große Ohren für eine unerlaubt lauschende Person, die lange spitze Zunge für Geschwätzigkeit und die großen Augen für Neugierde. Zusätzlich sorgten die Glöckchen (Narrenglöckchen) für größere Aufmerksamkeit: Der Verurteilte wurde erst durch die Stadt geführt, um dann an den Pranger gestellt zu werden. Dort musste er sich der Lächerlichkeit preisgeben und wurde von den vorbeigehenden Bürgern verspottet. In Vechta standen jene Verurteilten am 14. und 28. jeden Monats am Pranger auf dem alten Markt.

Oft trug die verurteilte Person zudem noch ein Schild, auf dem Sprüche standen wie z.B. „Dem Weib, das niemals schweigen kann, dem spärt man diesen Maulkorb an“, um die Taten noch einmal zu verdeutlichen.

Zu bedenken ist, dass die Maske keinesfalls den Täter anonymisierte, da die Städte damals so klein waren, dass jeder Bewohner den anderen kannte.

Literatur: Strafjustiz in alter Zeit. Mittelalterliches Kriminalmuseum, Bd. 3. Rothenburg ob der Tauber, 1980.